1,90 DM / Band 670
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-

NEU

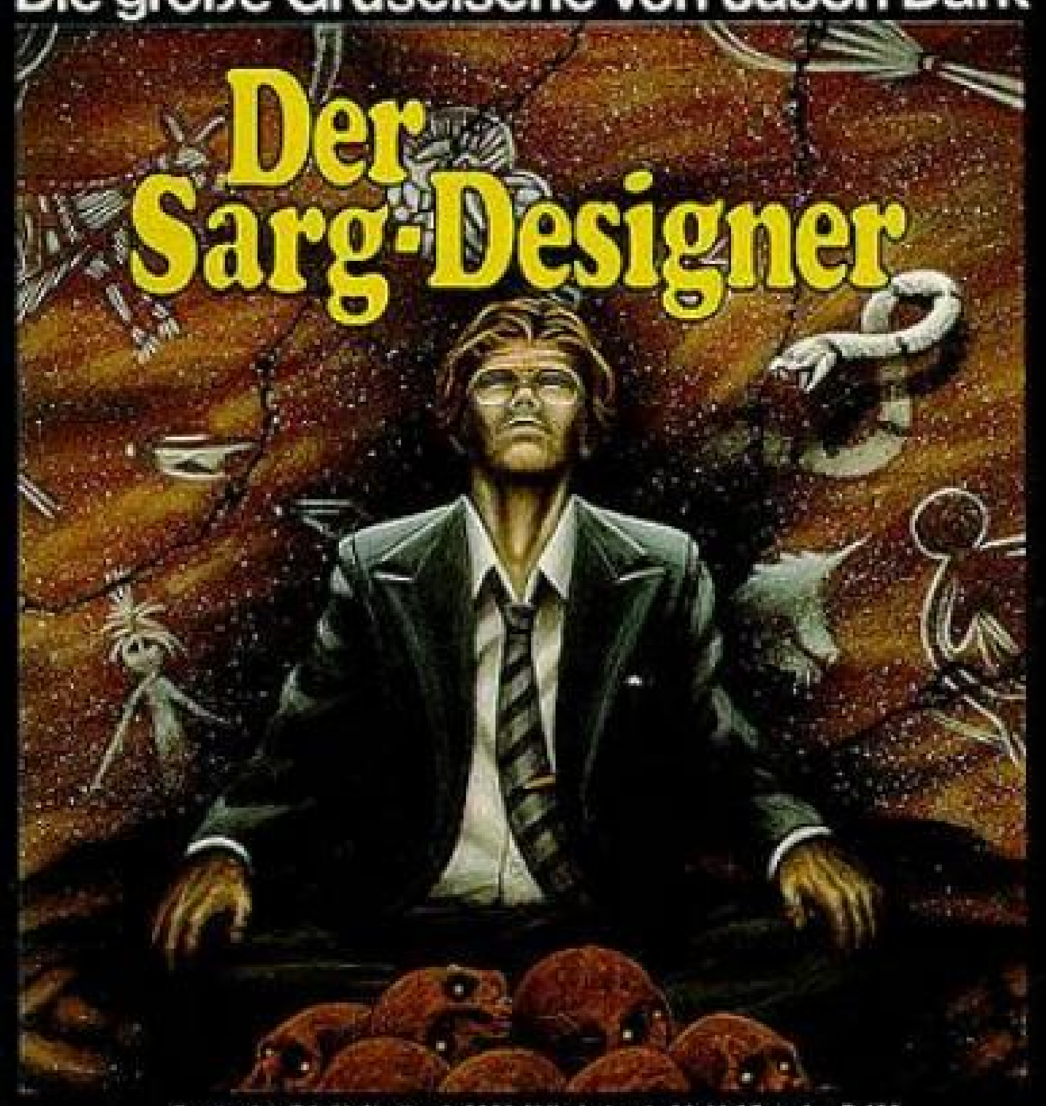
BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Sarg-Designer



Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Der Sarg-Designer

John Sinclair Nr. 670

von Jason Dark

erschienen am 07.05.1991

Titelbild von D. Brian

Sinclair Crew

Der Sarg-Designer

In der Nacht hatte es Frost gegeben und den pulvrigen Schnee zu Eisschichten erstarren lassen.

Sie bedeckten auch die Bäume des Hyde Parks, die aussahen wie starre Gespenster.

Vor einem Baum standen zwei Frauen, eingehüllt in dicke Mäntel. Die Köpfe leicht angehoben, starrten sie auf die dritte Frau.

Sie war tot, steif gefroren und hing an einem der Äste…

»Und nun, liebe Zuhörer, genießen Sie die restlichen Stunden der Nacht und denken Sie dabei auch ein wenig an mich, die versucht hat, Ihnen wieder das Gefühl zurückzugeben, das Entdecken des Partners und vielleicht ein Feld der neuen Möglichkeiten. Machen Sie's gut – bis zum nächstenmal, Ihre Francine Joy…«

Die weiche Schmeichelstimme der Sex-Aphrodite aus dem Radio verklang. Musik vom Band wurde eingespielt, sanfte Klänge, die der Liebe guttaten.

Die Joy schaute auf die Uhr. Es war genau Mitternacht, sie hatte die Sendung pünktlich beendet. Für einen Moment schloß sie die Augen, streckte die Beine aus und entspannte sich. Die letzte Stunde war verdammt anstrengend gewesen.

Jemand betrat den Raum. »Du warst wieder gut, Francine, echt.«

Lässig winkte sie ab. »Ich weiß.«

»Willst du noch bleiben?«

»Auf einen Kaffee.«

»Wir haben frischen gekocht und nicht den aus dem Automaten geholt.« Der junge Tontechniker mit der blonden Haartolle grinste breit und verschwand mit schaukelnden Bewegungen. Daß er schwul war, interessierte Francine nicht, Hauptsache, er machte seinen Job.

Sie ging ihm nach. In der Abstellkammer hockten sie zusammen, so nannte sich der kleine Raum, der gleichzeitig als Küche diente.

Die Nachtbesatzung war längst eingetroffen. Sie nahm den Dienst immer dann später auf, wenn Francines Sendung »Love Hour« lief.

Sie trank den Kaffee in kleinen Schlucken. Wieder fiel ihr ein, daß es eigentlich viel zu warm im Sender war. Überheizte Räume fand sie widerlich.

»Wie lange willst du die Sendung noch machen, Francine?«

Sie hob die Schultern. »Weiß ich nicht.«

Ein anderer sagte: »Die Liebeshexe kommt an.«

»Wieso Liebeshexe?«

»Hast du dich nicht so genannt?«

»Kann sein.«

»Bitte.«

Die Gespräche tröpfelten dahin. Keiner hatte so richtig Lust, etwas zu sagen. Es war den Leuten anzumerken, daß sie ihren Dienst nur ungern taten. Der Tontechniker raufte seine Haare und konnte es nicht fassen, bis zum frühen Morgen aushalten zu müssen. Er fluchte über den Sender, über das Wetter, über sich und den Job.

Francine Joy mußte noch bleiben. Nach der Sendung riefen oft genug Hörer an. Ihre Telefonate wurden aufgezeichnet. Um ein Uhr schaltete sich das Band automatisch ab, und Francine konnte es mit nach Hause nehmen. Sie hatte sich verpflichtet, auch schriftlich auf Fragen zu antworten, denn als Sexberaterin war sie das ihren Fans einfach

schuldig. Manche Fragen waren idiotisch, aber es gab auch Menschen mit echten Problemen, denen konnte sie auch nicht helfen und schickte sie zumeist zu einem Psychiater.

Jemand aus der Runde fragte nach Weihnachtsgeschenken. Er erntete nur ein müdes Schulterheben und Grinsen.

»Du auch nicht, Francine?«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Weihnachten fällt für mich aus. Ich habe dafür nichts übrig.«

»Wofür denn?«

Sie grinste mit blanken Zähnen. »Das möchtest du wohl gern wissen, wie?«

»Klar doch.«

»Ach, Tom, gib es auf. Du schaffst es nicht, mich in dein Bett zu kriegen.«

»Bett?« Tom konnte nur lachen. »Glaubst du denn, daß ich so etwas phantasieloses bei dir…?«

»Laß es, Tom, ich habe heute keinen Bock.«

Der Redakteur verließ den Raum. »Manchmal glaube ich, daß du frigide bist.«

»Na und?«

Er ging lachend über den Flur. In wenigen Minuten mußte er auf Sendung gehen.

»Bist du es denn?« fragte der Tontechniker.

»Hör auf.«

»Scheiß Nacht, wie?«

»Kannst du wohl sagen.«

»Wie kommst du nach Hause?«

»Weiß ich noch nicht. Wenn es zu glatt ist, gehe ich zu Fuß, auch wenn ich dafür eine Stunde brauche.«

»Es hat angefangen zu tauen.«

»Wunderbar.«

Der Techniker verließ die Kammer, auch er mußte an sein Mischpult im Studio.

Francine Joy blieb allein zurück. Sie hatte die Unterlippe vorgeschoben und starrte ins Leere. Manchmal widerte sie der Job an, aber er brachte ihr Geld, und die Zuhörer wollten ihre sanfte, einschmeichelnde Sexstimme hören. Manchmal haßte sie die Fragen der Anrufer. Hin und wieder wurde sie auch auf den Arm genommen oder plötzlich beschimpft. Oft als Hexe. Dann konnte sie ein Lächeln nicht verbergen, denn da lagen die Anrufer nicht einmal so verkehrt.

Francines Privatleben jedoch ging niemanden etwas an, auch die Kollegen wußten darüber nicht Bescheid. So sollte es auch bleiben.

Die Minuten zogen sich dahin. In dieser Nacht erlebte Francine, wie lang eine Stunde werden konnte. Um fünf Minuten vor eins betrat sie

das Studio und wandte sich an den Tontechniker.
»Wie sieht es aus?«
»Mäßig, sehr mäßig. Nur zwei Anrufe.«
»Dann gib das Band her.«
»Willst du nicht…?«
»Nein, ich will es an mich nehmen und verschwinden. Ich habe keinen Bock mehr.«
»Wie du willst, Süße.« Er nahm das Band heraus und reichte es ihr. »Sag mal, sehen wir uns noch vor Weihnachten?«
»Das war meine letzte Sendung in diesem Jahr.«
»Schade.«
Sie nickte dem Mann zu. »Mach's gut. Zwei Tage vor Silvester schaue ich noch mal rein.«
»Okay, tschau.«
Francine ging zur Garderobe, wo ihr hellroter Flauschmantel hing, den sie überstreifte. Im alten Spiegel zeichnete sich ihr Gesicht ab.
Sie sah müde aus.
Mit einer ebenfalls müden Bewegung strich sie durch ihr Haar. Es war schwarz und wuchs sehr dicht. Ebenso dunkel waren ihre Pupillen. Auch ihr Körper konnte sich sehen lassen. Vor zwei Jahren noch hatte sie hin und wieder als Model gearbeitet, nie nackt, aber die Reklame für Dessous hatte nicht zuletzt wegen ihr richtig eingeschlagen.
Sie nahm den Lift. Der Portier schaute nur müde auf, als sie an seiner Bude vorbeiging. Sie stieß die Tür auf und wandte sich nach rechts, wo auch der Parkplatz des Senders lag. Dort stand ihr kleiner Opel Corsa. Die Nacht war zwar kalt, aber nicht mehr so wie vor einigen Tagen. Der graue Schneehimmel hatte sich verzogen. Dafür spürte sie den Wind, der in ihr Gesicht schlug.
Der Parkplatz war nicht beleuchtet, kein Areal für ängstliche Gemüter. An dieser Stelle herrschte selbst in der Millionenstadt London eine bedrückende Ruhe.
Sie parkte den roten Opel immer an derselben Stelle. Der Schlüssel steckte in der Manteltasche. Als sie ihn hervorholte und sich bückte, hörte sie den Schritt hinter sich.
Francine fuhr hoch – und herum.
Sie sah den Mann und das Messer in seiner Hnad. Ein Stilett mit schmaler Klinge.
»Was wollen Sie?«
Der Mann kam noch näher. Sie roch seinen Atem. »Dich töten, du verfluchtes Weib!«

***

Auch der Strick war hart gefroren. Es sah so aus, als hätte sich die

Schlinge in die Haut des Halses hineingefressen. Die Tote hing etwas verdreht in der Öffnung. Ihr Mund stand offen. Über die Lippen hinweg schaute die Spitze der klumpig wirkenden Zunge.

Die beiden Frauen sagten nichts. Sie standen da und nahmen das schreckliche Bild in sich auf. Die Augen hatte die Frau nicht geschlossen. Sie wirkten wie in die Höhlen hineingeschobene Glaskugeln, so starr waren sie.

Noch etwas kam hinzu. Die Tote trug nicht einen Fetzen Kleidung am Leib. Ihr nackter Körper zeigte einige Streifen, die sich dunkel von der hellen Haut abhoben. Die Hände hatte die Person zu Fäusten geballt, als hätte sie in den letzten Sekunden ihres Lebens noch nach irgend etwas greifen wollen, um Halt zu bekommen.

Beide Frauen waren geschockt. Sie hatten nicht damit gerechnet, eine Tote vorzufinden, sie wollten sich nur mit dieser Person treffen, mehr nicht.

»Was machen wir?« Mona hatte die Frage gestellt. Sie war eine schlanke Frau mit kurzen, blonden Haaren. Ihr Gesicht wirkte etwas männlich, auch die schmalen Lippen trugen dazu bei.

Laura hob die Schultern. »Wir können sie hier nicht hängen lassen.«

»Warum nicht? Sie kann doch noch einmal gefunden werden. Wir brauchen uns nicht zu melden.«

Hätte die Laterne nicht in der Nähe gestanden, sie wären vermutlich an der nackten Leiche vorbeigegangen. So aber streifte das helle Licht den Körper.

»Man wird Nachforschungen anstellen. Vielleicht hat sie Spuren hinterlassen.«

»Auf uns?«

Laura nickte. »Ja, Mona, auf uns. Das ist mir alles viel zu unsicher. Es hätte unsere erste Begegnung sein sollen.«

»Schön, ich warte.«

»Worauf?«

»Auf deinen Vorschlag.«

»Der ist sehr simpel. Wir zerren die Tote aus der Schlinge und packen den Körper in den Kofferraum.«

»Jetzt?«

»Sicher, es wird gleich hell.«

Mona und Laura diskutierten nicht mehr. Sie machten sich an die Arbeit, und es war verdammt nicht einfach, die Tote aus der steifgefrorenen Schlinge zu befreien. Mona war sogar in das Geäst geklettert. Wegen der Handschuhe konnte sie nicht so zugreifen, wie sie es gern gewollt hätte, und eine Säge befand sich auch nicht in ihrem Besitz. Sie mußte sich schon auf die Körperkraft verlassen.

Schließlich war es geschafft. Mit vereinten Kräften konnten sie die Tote losbinden.

Sie fiel steif zu Boden, als bestünde ihr Körper aus reinem Eis.
Keuchend standen die beiden Frauen neben der Leiche. Trotz der Kälte war ihnen warm geworden.

»Was jetzt?« fragte Mona.

»Ganz einfach. Du läufst zum Wagen und bringst ihn her. Wir legen sie in den Kofferraum, der ist groß genug.«

»Und dann?«

Laura lächelte. »Schaffen wir die Tote weg.«

»Wohin?«

»Zu ihm.«

Mona lächelte. Sie wußte genau, was die Freundin damit gemeint hatte und zeigte sich einverstanden. »Ja, das ist nicht schlecht. Er wird sich freuen, Nachschub zu bekommen.«

Laura blieb allein mit der Toten zurück. Es war mittlerweile einige Zeit verstrichen, und der gewaltige Moloch London erwachte allmählich zu seinem täglichen Leben. Der Berufsverkehr rollte langsam an, bald würden die Straßen wieder verstopft sein, und beide Frauen konnten sicher sein, daß sie in Staus gerieten.

Wer hatte sie getötet? Als Laura darüber nachdachte, bekam sie eine Gänsehaut. Irgendwo mußte es jemand geben, der es möglicherweise auf sie abgesehen hatte.

Die Zeit ging ihr nicht schnell genug herum. Durch den Hyde Park führten Straßen, zum Glück weit genug entfernt. Kein Fahrer würde wohl auf die Idee kommen und sie verlassen, nur um aus Spaß quer durch das Gelände zu rollen.

Es war nicht mehr so kalt, in den vergangenen Stunden war es zu einem Temperaturumschwung gekommen, aber viel Eis war noch nicht getaut, das würde erst im Laufe des Tages geschehen. Vom Geäst der Bäume allerdings lösten sich die Wassertropfen und fielen mit pitschenden Geräuschen zu Boden.

Laura zerbrach sich den Kopf über das Motiv dieses heimtückischen Mordes. Sie kam auf keine Lösung. Wer das getan hatte, mußte im Hintergrund arbeiten.

Hoffentlich kam Mona bald zurück.

Trotz der Dunkelheit fühlte sich Laura mit der Toten wie auf einem Präsentierteller stehend. Das gefiel ihr überhaupt nicht.

Wieder strich das Frösteln über ihren Rücken. Im Hals hatte sie das Gefühl, als würden dort trockene Holzspäne liegen. Sie ging einige Schritte nach vorn, damit die Leiche in ihrem Rücken blieb. Ob der Killer noch in der Nähe lauerte?

Zwei weißgelbe Augen hüpften über die helle Schneefläche und schoben einen blanken Teppich vor sich her. Endlich kam Mona mit dem Volvo. Es war schon ein älteres Baujahr, bisher aber hatte sie der Wagen nicht im Stich gelassen. Er sprang immer an, auch wenn einige

behaupteten, sie würde einen Panzer fahren.

Auf den Rasenflächen lag Schnee. Die obere Schicht war zu einer blanken Eisfläche gefroren und jetzt an einigen Stellen getaut, so daß sich Pfützen hatten bilden können, die wie helle Tümpel glitzerten, als das Licht der Scheinwerfer über sie hinwegstrich.

Mona lenkte den Wagen herum. Trotz seiner Winterreifen geriet er auf dem glatten Untergrund ins Rutschen, stand aber schließlich, und Mona öffnete die Tür.

»Eine verfluchte Fahrerei!« schimpfte sie. »Bin gespannt, wie wir hier wegkommen werden.«

»Egal.« Laura öffnete die Haube des Kofferraums. Ihre Freundin stand neben der Leiche und schüttelte den Kopf.

»Was hast du?«

»Ich möchte gerne wissen«, flüsterte Mona, »wer das getan hat. Ob jemand über uns Bescheid weiß?«

»Das kann sein.«

»Dann sind auch die anderen in Gefahr.«

»Wir werden sie schon warnen.«

»Was ist mit Francine?«

»Zu der müssen wir hin. Ich hoffe ja, daß sie uns einen Ratschlag erteilen kann.«

Die Frauen ließen die Handschuhe an, als sie sich bückten und nach der Leiche griffen. Sie paßte so lang ausgestreckt nicht in den Kofferraum, hing an den beiden Seiten mit dem Kopf und den Füßen über.

»Wir müssen die Beine knicken!« schlug Laura vor.

Beide strengten sich an, um die Beine in einen bestimmten Winkel zu bringen. Sie keuchten, denn es bereitete ihnen Mühe. Auf der Oberfläche der Haut glänzte eine dünne Eisschicht.

Aber sie schafften es. Mona hieb den Deckel wieder zu, lehnte sich an den Kotflügel und atmete tief aus. »Das war es«, flüsterte sie.

»Jetzt brauchen wir sie nur wegzuschaffen.«

»Wohin?«

»Erst müssen wir mit Francine sprechen. Dann kann Leo sie bekommen. Anschließend werden wir sie begraben. Sie hat uns nichts mehr sagen können, schade.«

»Wir sollten sie vergessen, Mona. Wir sollten uns nicht einmal mehr an ihren Namen erinnern.«

»Wird wohl das beste sein. Willst du fahren?«

Laura nickte. »Steig ein…«

Sekunden später bewegte sich der Volvo vom Schauplatz des Schreckens weg. Zwar versuchte Laura, ihn in der Spur zu halten, doch auf dem eisigen Untergrund wurde die Fahrt immer mehr zu einer unkontrollierten Rutschpartie.

Es klappte erst besser, als sie auf eine der breiten Straßen einbogen, die den Park durchzogen.

Im Osten schob sich allmählich die Morgendämmerung herauf, um die Nacht zu vertreiben.

***

Francine Joy behielt die Nerven. Sie ging einmal davon aus, daß es der Mann mit dem Messer ernst meinte. Er stand auch verdammt dicht bei ihr. Wenn er seine Hand um eine halbe Armlänge nach vorn rammte, würde die dünne Klinge durch den Mantel dringen und in ihrem Körper verschwinden. Das mußte sie verhindern.

Sie schaute in das Gesicht des Mannes. Es sah noch jung aus. Die Haare schauten unter dem Rand einer Pudelmütze hervor wie eine schwarze Teerfläche. In den Augen leuchtete tatsächlich der Wille, einen Mord zu begehen.

»Hast du schon mal einen Menschen getötet?«

»Kann sein.«

Francine schüttelte den Kopf. »Das glaube ich dir nicht. Du weißt nicht, wie es ist, wenn der Mensch plötzlich zusammenbricht und vor deinen Augen stirbt, getötet durch deine Killerhand. Da drehst du durch, Junge. Wie heißt du eigentlich?«

»Ist egal.«

»Okay, aber du kennst mich.«

»Ja, das ist wichtig.«

»Hast du schon einmal mit mir gesprochen? Ich meine, hast du mich in meiner Sendung angerufen?«

Er fletschte die Zähne und kam noch näher. Die Frau konnte nicht mehr zurück, sie lehnte mit dem Rücken gepreßt an ihrem Wagen.

Zur Seite schieben konnte sie ihn nicht.

»Spielt das eine Rolle?«

»Für mich schon. Ich will etwas in deiner Psyche fischen, mein Lieber.«

»Hör zu!« knirschte er. »Das hier ist keine deiner verdammten Sendungen. Das ist echt. Das ist das Leben, begreifst du nun? Das ist so echt, echter geht es nicht!«

»Klar, du hast recht. Aber du hast mir noch immer nicht gesagt, weshalb du mich töten willst.«

»Wäre es ein Verlust?«

»Der Tod eines jeden Menschen ist ein Verlust.«

Er lachte und fuhr sie an, nur nicht philosophisch zu werden. »Ich habe mir genau überlegt, was ich tue.«

»Warum willst du mich töten.«

»Weil du die Schuld an ihrem Tod trägst.«

»An wessen Tod?«

»Das weißt du genau, verdammt!«

Francine Joy war echt überfragt. »Sorry, aber ich habe wirklich keine Ahnung.«

»Denke nach.«

»Gut, gut, ich tue es. Wenn ich dir den Namen sage, wirst du mich verschonen?«

»Nein.«

»Weshalb nicht?«

»Weil sie schon tot ist.«

»Dann hast du…?«

»Ich habe gar nichts!« keuchte er. »Aber ich werde euch der Reihe nach killen. Ihr seid eine verfluchte Brut. Ihr dürft nicht mehr existieren. London ist nichts für euch. Ihr bringt andere Menschen unter eure Kontrolle. Ihr seid schlimmer als der Teufel, verdammt noch mal. Ihr seid Hexen, ihr…«

Er regte sich auf, redete sich in Rage, und genau das hatte Francine gewollt. Je mehr sich der Messerheld in seinem eigenen Haß verlor, um so kälter konnte sie reagieren.

Was sie auch tat.

Der junge Mann mit der Pudelmütze hatte nicht nur seinen Mund bewegt, sondern auch den Arm mit dem Messer. Die Klinge zuckte mal vor, mal zurück, und Francine gab genau acht.

Als die Distanz zwischen ihr und dem Stilett groß genug war, da griff sie zu.

Ihre Hand war wie eine Metallklammer, als sie das rechte Gelenk des jungen Mannes umschloß. Sie hebelte den Arm mit einer ruckartigen Bewegung in die Höhe, ihre andere Faust schoß Vor und traf ihn noch unterhalb des Bauchnabels.

Der nächte Schritt schleuderte ihn zurück, denn Francine hatte sein Gelenk losgelassen.

Er gurgelte auf. Das Gesicht verzerrte sich. Mit dem Rücken prallte er gegen einen parkenden Mercedes und rollte über die breite Kühlerhaube hinweg.

Francine hörte ihn keuchen, dann kam er wieder auf die Beine, aber er rannte davon.

Geduckt huschte er über den Parkplatz auf die Ausfahrt zu, wo er eine seitliche Sperre kurzerhand übersprang.

Francine Joy blieb schon nach wenigen Schritten stehen. Es hatte keinen Sinn, ihm nachzurennen, aber sie ging davon aus, daß es nicht bei dieser ersten Begegnung bleiben würde.

Francine drehte sich um. Sie öffnete endlich die Fahrertür, stieg ein und dachte über einige Probleme nach. Sie gab zu, daß der Junge recht gehabt hatte. Wenn er Bescheid wußte, konnten möglicherweise andere ebenfalls informiert sein, und das war überhaupt nicht gut in

ihrer Lage.
Sie hatte das Ziel vor Augen und wollte nicht, daß es in weite Ferne rückte.
Eigentlich hatte der Junge schon zuviel verraten. Durch konzentriertes Nachdenken wußte sie, um wen es sich handelte. Sie lächelte kalt, denn es war sicher, daß der Messerheld nicht mehr viel Spaß in seinem Leben haben würde…

***

Nach dem Aufstehen und der morgendlichen Dusche ging Suko, nur in ein Badetuch gewickelt, in sein Wohnzimmer und wählte eine bestimmte Telefonnummer. Daß nebenan in der Wohnung der Apparat klingelte, konnte er nicht hören, so dünn waren die Wände in dem Hochhaus auch nicht. Die Stimme seines Freundes John Sinclair klang noch müde und Suko mußte unweigerlich lachen.
»Was ist denn los, Mann?«
»Nicht viel, John. Ich wollte dir nur sagen, daß ich heute einen Termin in der Werkstatt habe.«
»Ist dein BMW im Eimer?«
»Nein, nur etwas mit dem Licht.«
»Gut, was habe ich damit zu tun?«
»Daß du heute morgen allein in unser nettes Büro fahren darfst.«
»Ich werde es überleben«, hörte Suko noch vor dem Auflegen. Er hatte einen festen Termin, den er nicht versäumen wollte, denn mit Autowerkstätten war das so eine Sache. Wer nicht pünktlich war, konnte warten. Zudem dachte der Inspektor an den verfluchten Berufsverkehr und war deshalb schon eine Stunde früher als normal aufgestanden. Schon angezogen ging er zum Fenster.
In der Nacht hatte er einmal das Gefühl eines Temperaturumschwungs gehabt. Als er das Fenster öffnete und hinausschaute, stellte er fest, daß es tatsächlich wärmer geworden war. Schnee und Eis würden tauen. Damit waren die zahlreichen Unfälle bereits vorprogrammiert.
Der Wind blies aus südwestlicher Richtung und brachte eine unnatürliche Wärme mit. Damit hatten die Wetterfrösche recht behalten. Weiße Weihnacht würde es nicht geben.
Suko schloß das Fenster wieder. In Anbetracht der Lage verzichtete er auf ein Frühstück. Das wollte er später im Yard nachholen. Er gehörte zu den ersten unten in der Tiefgarage, wo der BMW parkte.
Er war Sukos Stolz.
Ein Nachbar schlich müde an ihm vorbei und grüßte kaum. Erst als er in seinen Wagen stieg, fing er an, über das Wetter zu fluchen.
»Dann rutschen Sie wohl«, sagte Suko.
»Ebenfalls.« Suko ließ den Mann fahren und hängte sich an.

Auspuffgase, miese Luft, ein mieses Wetter, niedriger Luftdruck, London erlebte wieder eine Witterung, auf die die Stadt sicherlich liebend gern verzichtet hätte.

Dicht hinter der Ausfahrt begann bereits der Verkehr. Noch konnte sich Suko einfädeln, doch die verdammte Werkstatt lag in der City of London und dorthin ging es nur im Stau.

Die Luft war schlecht. Abgase trieben wie Nebelfetzen um und über die Fahrzeuge hinweg.

Noch lag die Dunkelheit über London. Zwar war die Morgendämmerung bereits zu sehen, doch es würde dauern, bis sie die Finsternis der Nacht vertrieben hatte. Überhaupt konnte ihr ein Tag folgen, an dem es gar nicht richtig hell wurde.

Suko fuhr trotzdem noch defensiv. Als sich ein dunkelblauer Volvo einfädeln wollte, winkte er der Fahrerin zu und ließ sie vor. Glatt waren die Straßen nicht mehr. Wärme und Abgase hatten das Eis weggetaut. Was jetzt noch auf der Straße lag, waren Regenpfützen, auf deren Oberflächen hin und wieder bunte Ölaugen schimmerten.

Suko wunderte sich, als der Verkehr plötzlich schneller lief. Irgendwo mußte ein Loch entstanden sein, das jemand ausnutzte und sich rücksichtslos zwischen den BMW und den Volvo drängte. Einer von diesen Typen, die nicht schnell genug in den Himmel kommen konnten. Der Knabe fuhr einen Alfa, grinste noch, als er es geschafft hatte und hätte sich besser auf den Vordermann konzentrieren sollen, denn der dunkelblaue Volvo wurde stark abgebremst.

Das sah der Alfa-Fahrer zu spät. Zwar bremste auch er, zwang Suko ebenfalls dazu, im Gegensatz zu dem Alfa-Fahrer bekam der Inspektor seinen BMW zum Stehen, ohne dem Vordermann aufzufahren.

Der schaffte es nicht.

Seine Kühlerfront bohrte sich in das Heck des Volvos, und Suko hörte den Krach selbst durch die geschlossenen Scheiben. Fast hätte er Beifall geklatscht, so dämlich hatte der Kerl im Alfa gehandelt.

Der Stau war programmiert, und Suko konnte seinen Werkstattermin vorerst vergessen.

Er machte es wie die beiden Vorderleute und verließ seinen Wagen. Der Alfamann glotzte nur dumm. Er war einer dieser jungen Typen, die es noch nötig hatten, sich zu beweisen. Nur wäre der Sportplatz ein besseres Terrain dafür gewesen.

Zwei Frauen hatten in dem Volvo gesessen. Beide standen neben dem Wagen.

»Ihr blöden Hühner!« schrie der Alfa-Typ. »Guckt euch diese Scheiße hier an. Ihr hättet.«

»Sie sind aufgefahren.«

»Ihr habt gebremst.«

»Damit muß man rechnen.«

Der Knabe spielte den Macho. »Dämliche Frauen am Steuer. Das geht ja nicht gut. Ich werde jedenfalls nichts zugeben, es ist nicht meine Schuld, kapiert?«

»Okay, wir einigen uns.«

»Und wie?«

»Wenn Sie noch fahren können, dann tun Sie's.«

Der Kerl lachte und schlug mit der flachen Hand auf das Dach seines Fahrzeugs. »Ach, ihr habt es euch überlegt? Das finde ich ja irre. Gebt ihr mir das auch schriftlich?«

»Mal schauen.«

»Gut, sehr gut.« Er ging dorthin, wo er genau sehen konnte, wie sich die beiden Fahrzeuge ineinander verkeilt hatten. »Sieht ja toll aus. Da ist meine Kühlerschnauze gegen euren Kofferraum gestoßen und hat ihn verbogen.«

»Damit können wir fahren.«

»Moment, erst mal sehen, ob ich es schaffe. Ich werde jetzt zurücksetzen.«

Der Mann stieg wieder ein und startete den Motor. Nicht allein Suko, auch andere Fahrer hatten zugeschaut und zugehört. Der Inspektor wunderte sich. Er gehörte zwar nicht zu den Verkehrsexperten. Für ihn jedoch war der Fall klar. Der Fahrer im Alfa hatte geschlafen und war dem Volvo aufgefahren.

Fertig, aus, basta.

Das mußten auch die Frauen wissen. Deshalb verstand er ihre Reaktion nicht. Sie wollten die Schuld auf sich laden. Da kam Suko wirklich nicht mit zurecht.

Der Alfa glitt zurück. Es knirschte. Er hing noch irgendwo fest, und der Fahrer mußte sehr behutsam mit dem Gas umgehen, damit er den Wagen lösen konnte.

Dann hatte er es geschafft.

Nicht nur die beiden Frauen schauten zu, auch andere Neugierige hatten sich eingefunden. Manche gaben ihre fachlichen oder dummen Kommentare ab. Sogar ein Bobby kam von der anderen Straßenseite, um sich den Schaden zu besehen.

Jetzt kamen die beiden nicht so gut weg.

Der Kühlergrill des Alfa war eingedrückt und bildete nur noch ein Zerrmuster. Natürlich hing die Stoßstange schief, was bei dem Volvo ebenfalls so war.

Der Alfamann stieg aus. »Sieht ja nicht gut…« Da sah er den Polizisten. »Sie kommen gerade richtig. Schauen Sie sich das an. Die beiden behaupten …«

Im selben Augenblick passierte es. Wer immer daran die Schuld getragen haben mochte, war nicht festzustellen. Vielleicht hing es damit zusammen, daß der Druck auf den Kofferraum des Volvos nicht

mehr vorhanden war. Jedenfalls machte sich der Deckel selbständig und glitt plötzlich in die Höhe.

Sogar die Kofferraumbeleuchtung funktionierte noch, und ihr Licht glitt über die verkrümmte Gestalt einer völlig nackten und steifen Frauenleiche hinweg…

***

Keiner sprach ein Wort, niemand war da, der einen Kommentar abgab. Die Situation schien eingefroren zu sein. Der Anblick einer nackten Frauenleiche hatte die Zeugen geschockt.

Der Alfa-Fahrer stand stumm. Von seiner großen Klappe war nichts mehr zu hören.

Einer aber handelte.

Es war Suko, der mit wenigen Schritten den Kofferraum erreichte.

Er wollte nur einen kurzen Blick aus nächster Nähe auf die Leiche werfen, das war ein Fehler.

Er hätte sich lieber um die beiden Frauen kümmern sollen, die vorn im Wagen gesessen hatten. Die bewegten sich jetzt auch, aber schneller als Suko und vom Fahrzeug weg.

Sie hatten insofern Glück, als daß sich eine Schlange gebildet hatte, die genügend Lücken aufwies, durch die sie huschen konnten. Und sie rannten mit langen, gewaltigen Schritten weg, quer über die Straße, um in eine schmale Lücke huschen zu können, die sich zwischen zwei Häusern auftat.

Der Tunnel schluckte sie und gab sie auch nicht mehr frei. Es hatte für Suko keinen Sinn, die Verfolgung zu übernehmen. Er mußte sich um den Wagen und die Leiche kümmern.

Der Bobby war überfordert und atmete auf, als Suko ihm den Ausweis zeigte.

»Was soll ich denn tun, Sir?«

»Die Mordkommission alarmieren und auch Kollegen von ihnen, damit die hier absperren.«

»Gut, Sir.«

Der Mann verschwand, und Suko schaute sich die Tote aus der Nähe an. Sie sah schlimm aus. Der steife, weiße Körper schien aus Marmor geformt zu sein. Besonders allerdings fielen die dunklen Ränder am Hals auf. Sie sahen aus, als hätte dort jemand mit Farbe über die dünne Haut gestrichen.

Daran wiederum wollte Suko nicht glauben. Er besah sich die Streifen aus der Nähe und stellte fest, daß Haut aufgerissen worden war. Sie wirkte wie durchgescheuert.

Der Inspektor richtete sich auf. Zahlreiche Gedanken huschten durch seinen Kopf, und er hörte kaum, wie ihm der Bobby mitteilte, daß die Mordkommission bereits unterwegs war.

»Okay.«
Er selbst ging zu seinem BMW und griff zum Telefon. Er mußte seinen Freund John Sinclair erreichen.
In der Wohnung hob niemand ab, im Büro auch nicht. John steckte wahrscheinlich in der U-Bahn.
Suko stieg wieder aus. Die Neugierigen hatten sich zurückgezogen, ohne jedoch verschwunden zu sein. Plötzlich hatte jeder Zeit, wollte jeder schauen, und nur der Alfamann stand in der Nähe. Er sah aus, als hätte er den Glauben an die Welt verloren.
»Damit habe ich nicht gerechnet!« flüsterte er. »Verdammt noch mal, das ist ein Hammer.«
»Das Leben steckt voller Überraschungen. Sie wissen, wer ich bin?«
»Ja, ein Bulle.«
»So ähnlich. Dann darf ich mal um Ihren Ausweis bitten.«
»Können Sie haben.«
Suko merkte sich Namen und Anschrift, dann gab er das Dokument wieder zurück.
Zwei Frauen, die am frühen Morgen eine Leiche quer durch London transportierten. Wie paßte das zusammen? Suko bekam in diesen Fall einfach keine Logik hinein. Die Verletzungen am Hals wiesen darauf hin, daß die Tote erhängt worden war. Sollten dafür auch die beiden Personen die Verantwortung tragen?
Jedenfalls hatten sie es raffiniert angestellt. Bevor noch jemand hatte reagieren können, waren sie verschwunden. Einfach weggelaufen, ohne Rücksicht.
Suko drehte sich um, weil ihn der Alfamann ansprach. »Sie müssen mir glauben, ich habe die Frauen nicht gekannt. Ich… ich kenne keine Mörderinnen.«
»Woher wissen Sie denn, daß die beiden die Frau umgebracht haben?«
»Das liegt doch auf der Hand.«
»Dann sind Sie schlauer als ich.« Suko ließ den Knaben stehen und tauchte wieder in seinen BMW. Er rief bei der zuständigen Stelle im Yard an und gab das Kennzeichen durch.
»Stellt mal fest, wem der Wagen gehört.«
»Machen wir. Wie können wir Sie erreichen?«
»Ich rufe zurück.«
»Gut.«
Suko stieg wieder aus. Sein Blick fiel auf den immer noch dunklen Himmel. Er hatte keinen Beweis, doch er ahnte, daß mit diesem Fund ein Fall anlaufen würde, der es in sich hatte…

***

Wie so oft stand Leo Liberance an diesem Morgen sehr früh auf,

obwohl das Wetter ihm, dem Kreativen, überhaupt nicht behagte. Er gehörte zu den Leuten, die Sonnenschein brauchten, um positive Energien entfalten zu können.

Regen, Kälte und Nebel machten ihn traurig. Da fühlte er sich für kreative Leistungen einfach nicht gut genug. Zudem hatte sich für diesen Morgen ein Fernsehmann angesagt, der unbedingt einen Filmbericht über ihn machen wollte, aber noch nicht mit dem Drehen begann und sich erst auf ein Vorgespräch verließ.

Leo hatte geduscht und stand vor seinem Kleiderschrank. Er dachte darüber nach, in welcher Kleidung er den Besucher empfangen sollte. Sein Outfit war eigentlich der dunkelrote Smoking mit dem weißen Hemd darunter und der kunstvoll geschlungenen schwarzen Schleife am Kragen. So kannten ihn die meisten Kunden, wenn sie bei ihm einkauften, das heißt, so viele waren es noch nicht, weil die Traditionen in diesem Land einfach nicht so leicht aufzubrechen waren.

Da würde er noch eine Menge Arbeit investieren müssen, um die von ihrem jahrhundertealten Denken zu befreien. Um dieses Schema zu durchbrechen, konnte ihm ein gut gemachter TV-Bericht sehr behilflich sein. Denn London war in den letzten beiden Jahren zu einer Metropole geworden, von der wieder Impulse ausgingen, sei es in der Mode, der Musik oder der Kunst. Warum sollte nicht sein Design Furore machen. Da war Werbung eben alles.

Bisher besaß er nur einen sehr kleinen Kundenkreis und in einer gewissen Weise auch exklusiv, nur konnte er davon sein doch sehr aufwendiges Leben auf die Dauer nicht finanzieren, und als »Freier« wollte er auch nicht mehr für andere Agenturen arbeiten. Er hatte genügend eigene Ideen, um sie vermarkten zu können.

Leo lebte in einem Haus, das er durch Zufall hatte kaufen können.

Ein Bekannter von ihm war an der tückischen Zivilisationskrankheit AIDS gestorben. Dessen Schwester hatte das Haus verkauft und Leo einen fairen Preis gemacht.

Und es war ein Haus mit Keller. Das zählte, denn viele englische Häuser besaßen ihn nicht.

Leo stand vor dem Spiegel und wühlte mit den Fingern sein dunkelbraunes Haar auf. Er fand, daß Schatten auf seinem Gesicht lagen, die ihn alt machten.

Dabei war er erst neunundzwanzig. Das richtige Leben lag noch vor ihm.

Doch Leo sah es anders. Er fürchtete sich vor Depressionen, vor Einbrüchen, vor dem Zeitpunkt, wo ihm nichts mehr einfiel – und vor dem Zittern der Hände. Damit fing es meist an. Wie es endete, daran wollte er nicht denken.

Nach einigem Überlegen entschied er sich für seine Berufskleidung.

Sie paßte ihm wie angegossen, denn er kannte einen Schneider, der sich freute, so etwas herstellen zu können.

Ein letzter Blick in den Spiegel – ohne Schatten im Gesicht –, und Leo war zufrieden.

Ja, so würde er den Besucher empfangen und ihm gewisse Dinge zeigen können.

Er trug das Haar kurz. Es besaß einen leichten Rotstich. Seine Augen lagen tief in den Höhlen, der Mund war schmal mit einem Schwung zum Pessimismus oder zur Trauer. Manche sahen es auch als Arroganz an, was ihn überhaupt nicht störte, denn er war sich immer selbst der Nächste.

Gegessen hatte er an diesem Morgen noch nicht, nur einen Anruf entgegengenommen. Ihm war gesagt worden, daß ein Kunde komnlen würde. Bisher hatte sich nichts getan.

Dabei hätte er so gern etwas verkauft.

Um das Grau des Londoner Morgens nicht sehen zu müssen, setzte er sich mit dem Rücken zum Küchenfenster. Er aß jeden Morgen das gleiche. Selbstgemachtes Müsli aus Haferflocken, Äpfeln, geraspelten Möhren und Zitronensaft.

Gegen zehn Uhr wollte der TV-Knabe bei ihm sein. Es waren noch fünf Minuten Zeit. Leo glaubte nicht daran, daß er pünktlich war, und so ließ er sich beim Essen Zeit.

Leo Liberance irrte sich. Genau pünktlich schlug die Glocke an. Er ließ den Löffel sinken, trank noch rasch einen Schluck frisch gepreßten Saft und ging zur Tür. Weit brauchte er nicht zu laufen, denn seine Arbeitsräume befanden sich in der unteren Etage. Ein Stockwerk höher lagen seine Schlaf- und Baderäume.

Der Mann hieß Lintock und stand dicht vor der Tür, als Leo öffnete. Lintock war in seinem Alter, auf den Lippen klebte ein Grinsen, und nickte Leo zu.

»Da bin ich.«

»Das sehe ich, sogar pünktlich.« Liberance gab den Weg frei.

»Haben Sie etwas anderes erwartet?«

»Ehrlich gesagt, ja.«

»Ach nein.«

»Kommen Sie rein, legen Sie ab. Wir gehen in mein Arbeitszimmer.«

Lintock hängte die Parkajacke auf. Er trug Jeans und darüber einen Pullover mit Tiermotiven. Sein Haar war schwarz, gegelt und nach hinten gekämmt. Flach lag es auf dem Kopf. Er schaute Leo an.

»Was ist?«

»Starkes Outfit haben Sie.«

Der Designer nickte. »Sicher. So werde ich auch vor die Kamera treten, falls es zu einer Übereinkunft kommt.«

»Das ist genau richtig.«

Im Wohn- und Arbeitsraum nahm Lintock auf einem Stuhl Platz, der zwar originell, letztendlich aber unbequem war, denn er besaß als Rückenlehne ein Dreieck.

»Haben Sie den entworfen?«

»Sicher«, erklärte Leo nicht ohne Stolz.

»Originell.«

»Daran müssen Sie sich bei mir gewöhnen.«

»Leider auch unbequem.«

»Das ist auch kein Sessel, sondern ein Kunstwerk. Was möchten Sie trinken?«

»Keinen Alkohol.«

»Ich habe frischen Saft.«

»Gern.«

Leo holte das Gewünschte und für sich gleich mit. Die Gläser waren nicht einfach gerade, sie besaßen kleine, nach innen gedrückte Ovale, um sie besser halten zu können.

Die Männer tranken sich zu und schauten sich über den Tisch mit der Glasplatte hinweg an. Unter dem Glas schimmerten bunte Einschlüsse.

»Sie sind an der Reihe, Mr. Lintock.«

Der Redakteur nickte. »Das hatte ich mir auch gedacht. Wahrscheinlich kann ich mir die erste Frage schenken, ich stelle sie trotzdem. Sind Sie grundsätzlich bereit, im Fernsehen über Ihre Arbeit zu sprechen?«

»Das bin ich.«

»Gut, danke.«

»Hören Sie, Mr. Lintock. Es ist originell, was ich mache. Und nicht allein das, auch einmalig. Ich platze fast vor Ideen, ich will revolutionieren.«

Lintock wiegte den Kopf. »Mal ehrlich, Mr. Libe…«

»Sagen Sie Leo.«

»Mich nennen alle nur Lintock. Noch einmal, Leo. Ist das Wort revolutionär nicht arg übertrieben?«

»Keinesfalls. Das ist möglicherweise sogar noch stark untertrieben.«

»Das müssen Sie mir genauer erklären.«

»Haben Sie Zeit?«

»Klar, das ist der erste und letzte Termin. Wenn Sie wollen, kann ich es auf einer Kassette aufnehmen.«

»Nein, lassen Sie, das bringt mich aus dem Konzept.« Er räusperte sich und drückte einen Zeigefinger gegen seine Stirn. Nach dieser Konzentration begann er zu reden.

Er sprach langsam und mit sehr gewählten Worten. Er verlor sich in den Jahrhunderten und sprach davon, daß die Riten der Beerdigungen im Prinzip gleichgeblieben waren. »Und daran möchte ich auch nichts ändern, das soll alles so bleiben. Aber ich hasse die Särge. Ja, ich

hasse sie, und ich nenne Ihnen auch den Grund. Die Form und die Farbe eines Sargs stören mein Empfinden. Es ist einfach unverantwortlich, was sich die Menschen da angetan haben. Legen ihre Verstorbenen in eine Kiste aus Holz, die fast immer dieselbe Form hat. Dabei spielte es nun wirklich keine Rolle, ob das Holz teuer oder preiswert war. Mir geht es um das Material und um die Form an sich.«

»Moment, Leo, bei Holz möchten Sie schon bleiben.«

»Das versteht sich. Oder glauben Sie, ich würde mich bei meinen Ideen auf Kunststoff verlassen? Ich bin doch nicht mehr in den sechziger Jahren.« Er hob einen Zeigefinger. »Außerdem geht es hier um den Umweltschutz, verstehen Sie?«

»Immer.«

»Gut, ich will dann meine Ausführungen ergänzen. Also, ich habe mir vorgestellt, keinen Kunststoff zu nehmen, bei Holz zu bleiben, aber die Form zu verändern. Die Form und vor allen Dingen die Farbe. Was soll das triste Schwarz eines Sargs. Oder dieses widerliche Braun, das bei mir gewisse Assoziationen auslöst? Nein, Lintock, ich denke da ganz anders, wie Sie wissen.«

Er sprach nicht nur mit dem Mund, er redete auch mit seinen Händen und zeichnete seine Worte nach.

Lintock hatte Mühe, ein Grinsen zu unterdrücken. Er war ja viel gewohnt, aber dieser Typ setzte allem die Krone auf. Der spielte sich hier selbst.

»Sie dachten an Farbe?«

»Sehr richtig, Lintock. Ich bringe Farbe in den Tod.« Leo lachte über seinen eigenen Satz. »Aber es ist so. Ich will, daß Beerdigungen nicht so traurig sind.«

»Sie müssen sich dabei etwas gedacht haben.«

»Sicherlich. Ich will die Historie mal weglassen, aber erinnern Sie sich bitte an die Beerdigungen im Süden der Staaten. Ich denke da an New Orleans. Da wird der Trauerzug von einer Kapelle begleitet. Da tanzen die Menschen und…«

»London ist nicht New Orleans.«

»Weiß ich auch, Lintock. Hier soll auch niemand tanzen. Ich möchte nur eben die Särge verändern. Warum soll ein Toter nicht in einem roten Sarg beerdigt werden, he?«

»Ja, warum nicht?«

Leo schlug die Beine übereinander.

»Sehen Sie, so ist das. Man muß einfach weg von den tristen Farben kommen. Man muß wieder Mut gewinnen, auch im Angesicht des Todes.«

»Ja, das sehe ich auch so.«

»Es klang nicht ehrlich.«

»Sagen wir so. Ich muß mich erst daran gewöhnen.«

»Stimmt.«
»Und Sie haben auch Kunden, die bei Ihnen die neue Form der Särge bestellen?«
»Bisher ist es nur ein sehr kleiner Kreis, ich werde natürlich keine Namen nennen, aber ich hoffe, daß sich dieser Kreis erweitern wird und ich es schaffe die Beerdigungen und alles, was damit zusammenhängt, zu revolutionieren.«
»Das hört sich stark an.«
»Es ist auch stark, mein Lieber. Sogar sehr stark. Ich stehe mitten im Leben, ich schaue mich um, ich kenne die Szene und schaffe es auch, Trends zu erschnuppern.«
»Sie meinen, farbige Särge liegen im Trend?«
»Ich werde ihn schon auf diese Schiene bringen.«
Lintock holte tief durch die Nase Luft, bevor er sich räusperte.
»Wie Sie das vortragen, ist es schon überzeugend.«
Leo streckte den Arm über den Tisch. »Habe ich Sie denn davon überzeugt?«
»Mich ja!« Er grinste. »Aber lehren Sie mich die Menschen kennen. Die ersticken in ihren Traditionen.«
»Ich werde sie aufrütteln.«
»Meinen Segen haben Sie.«
Leo beugte sich vor. »Auch Ihren Bericht? Ist das schon klar? Haben Sie Sendezeit bekommen?«
»Natürlich. Ich will Sie sogar in eine Talkshow einladen, mein Lieber. Ist Ihnen das recht.«
»Und ob«, flüsterte er. »Danke, denn damit hätte ich nicht gerechnet. Toll, wirklich.«
»Da müßten wir noch einiges vorbereiten.«
»Was denn?«
»Wir zeigen zwischen den Gesprächen immer wieder Ausschnitte, wie der Befragte lebt. Sie müßten sich bereit erklären, uns Ihren Arbeitsraum zu zeigen…«
»Das können Sie gern.«
»Arbeiten Sie denn hier?«
»Ja!« erklärte Leo voller Stolz. »Ich arbeite hier, aber nicht hier in der Wohnung. Dieses Haus gehört zu den Bauten, die auch einen Keller besitzen. Dort fertige ich meine Produkte an. Da setze ich die Ideen, die mir hier oben kommen, in die Tat um. Verstehen Sie?«
»Ja, ich komme mit.«
Leo stand auf. »Ich würde vorschlagen, daß wir beide in den Keller hineingehen und…«
»Gern.«
»Sie werden überrascht sein, Lintock, was ich Ihren Augen alles bieten kann.«

»Haben Sie da ein Lager?«

»So ähnlich. Nur mag ich das Wort Lager nicht. Es klingt mir zu primitiv. Ich nenne es Keller-Studio.«

»Ist mir auch recht.«

Die beiden Männer gingen in den Flur. Die Tür zum Keller war rot angestrichen. Leo blieb dicht davor stehen. »Hier können Sie sehen, was Farbe ausmacht.«

»Das gefällt mir.«

Der Designer drehte den Kopf. »Tatsächlich? Dann werden Ihnen auch die Särge gefallen. Sie sind einfach wunderbar«, lobte der Mann seine Arbeit. »Sie sind ausgefallen…«

»Das hoffe ich.«

Der Designer lachte und zog die Tür auf. Sie bewegte sich lautlos in den Angeln. Der Redakteur blieb zurück und schüttelte den Kopf.

Auch wenn er sich sehr locker gezeigt hatte, begreifen konnte er den Mann nicht. Das war nicht seine Welt. Schon öfter hatte er Beerdigungen beiwohnen müssen. Das Bild der Särge und der Trauergemeinde blieb in seinem Gedächtnis haften. Er konnte sich nicht vorstellen, daß irgendwelche Leichen in roten, grünen oder gelben Totenkisten in den feuchten Erdboden gelassen wurden.

War der Mann verrückt oder tatsächlich ein Trendsetter, der mit untrüglichem Blick die Lage erfaßte?

»Bitte, der Weg ist frei!«

Er war frei, und Lintock konnte nur staunen. Das war keine normale Kellertreppe, sondern der Weg in eine andere Welt. Holzvertäfelungen bedeckten die Wände. Darauf zeichneten sich farbige Bilder ab, von irgendwelchen Künstlern gemalt, die Lintock nicht kannte. Jedenfalls gab es nur Originale.

Von einem Kellerlicht konnte bei dieser Beleuchtung auch nicht gesprochen werden.

An der Decke schickten die Leuchten ihre farbigen Lichtstrahlen aus, die in die Ecken mündeten und an den Wänden entlangstrichen wie ein dünner Nebel.

In einem sehr weit geschwungenen Bogen näherte sich die Treppe ihrem Ende. Auch für einen Nichtfachmann war zu erkennen, daß der Keller umgebaut worden war.

Es gab keine Wände mehr, die irgendwelche Verliese verschlossen, nur ein großer Raum öffnete sich dem Betrachter.

Der Teppichboden, mit dem er ausgelegt war, besaß eine warme Farbe. Beige, dazwischen mit einem Rotstich versehen, der in das Beige hineinlief und dabei wie ein verwaschener Blutfleck aussah.

Leo ging nicht bis zum Ende der Treppe durch. Auf der zweitletzten Stufe blieb er stehen und deutete in den Raum hinein.

»Da, sieh genau hin. Ist es nicht wunderbar?« Er konnte sich an

seinen eigenen Worten begeistern und deutete auf seine »Kinder«.

Lintock hatte sich bisher stets als einen abgebrühten Burschen bezeichnet. Was man ihm allerdings hier präsentierte, war nicht nur außergewöhnlich, sondern einmalig.

Särge, wohin er schaute.

Rote, grüne, gelbe, türkisfarbene Totenkisten. Manche strahlten auch in einem nahezu überirdischen Blau, andere waren mit einer Goldlackfarbe bestrichen worden und an der Wand standen Totenkisten, die einen Silberschein zeigten.

Die normalen, die schwarzen oder braunen waren nicht vorhanden. Sie hätten in dieser Farbpalette auch nur einen deprimierenden Ton hineingebracht.

Leo drehte sich um und entdeckte auf dem Gesicht des Reporters eine Gänsehaut.

»Was haben Sie?«

Das Lachen des Mannes klang unecht. »Ehrlich gesagt, ich finde es schon komisch.«

»Ach ja?«

»Sicher.« Er deutete mit einer schwachen Bewegung nach vorn.

»Da stehe ich hier auf der Treppe und schaue auf eine Ansammlung von Särgen. Das ist außergewöhnlich, würde ich sagen. Oder finden Sie das nicht?«

»Nein, wieso auch? Ich habe alles erfunden, ich habe es kreiert. Aber kommen Sie, Lintock, ich zeige Ihnen meine Kreationen auch von innen.«

»Sind die da auch anders?«

»Na, hören Sie mal!« entrüstete sich der Designer. »Man kann nicht außen hui und innen pfui sein. Ich habe alles durchdacht. Die Toten sollen gut liegen.«

»Im Luxus, nicht?«

»Wenn Sie so meinen, ja.«

Sie gingen auch die restlichen Stufen hinab. Ihre Füße verschwanden fast im dichten Floor des Teppichbodens. Der Designer hatte die Totenkisten so aufgestellt, daß man zwischen ihnen gehen konnte.

Lintock strich mit den Händen über einige Sargdeckel. »Fühlt sich komisch an. Ist das tatsächlich Holz?«

»Was denken Sie denn? Aber es hat eine besondere Lackierung bekommen. Die Farbe ist außergewöhnlich.«

»Aha.«

»Auch von mir entworfen.« Vor dem Sarg mit dem goldenen Schimmer war Leo stehengeblieben. Seine rechte Hand lag flach auf dem Deckel. Der Mann besaß schlanke Finger und trug mehrere Ringe. Einer besaß einen funkelnden Brillanten, der in einer Goldfassung steckte.

»Soll ich ihn öffnen?«
»Ich warte darauf.«
Es war ein Sarg mit einer anderen Form. Im Orient benutzt man sie. Das kantige Unterteil, auf dem ein nicht gewölbter Deckel lag, sondern einer, der flach wie ein Brett war.
Das kleine Schloß schimmerte ebenfalls golden. Leo sperrte es auf – und hob den Sargdeckel mit einem Ruck in die Höhe.
Frei war der Blick!
Lintock hielt den Atem an. Leo wußte ja, was er zu sehen bekam, trat einen Schritt zurück und atmete So aus, als wäre er der große Sieger in einem Spiel.
»Nun, was sagen Sie?«
Lintock wußte, daß Leo von ihm eine Antwort erwartete, doch er ließ sich Zeit damit.
»Ich bin erschlagen!«
Leo lachte. »Sagen Sie selbst, Lintock. Würden Sie sich nicht auch als Toter in diesem Sarg wohl fühlen?«
»Na ja, ich war noch nicht tot.«
»O ja, sorry, ich vergaß. Aber es ist doch spitze, was ich hier geschaffen habe, oder nicht?«
»Kann man wohl sagen.« Lintock strich mit den Fingerkuppen über die Innenausstattung. »Seide?« fragte er.
»Selbstverständlich. Von den besten Seidenraupen. Es ist wirklich ein Prunkstück. Ich bin begeistert. Sie werden sie berühren und glauben, daß es die warme Haut einer wunderschönen, gänzlich nackten Frau ist.«
»Nur hat der Tote nichts davon.«
Leo warf die Arme hoch und raufte sein Haar. »Seien Sie doch nicht so profan, mein Lieber. Sie müssen dem Leben auch mal die schönen Dinge abgewinnen.«
»Wer in dieser Luxuskiste liegt, ist tot!«
Leo zog einen Flunsch. »Sie enttäuschen mich, mein Freund. Sie enttäuschen mich wirklich.«
»Sorry, aber ich denke anders.«
Leo stellte sich in Positur wie ein Degenkämpfer. »Und wie sieht es mit Ihren Zuschauern aus?«
»Für sie denke ich mit. Das macht unsere Sendungen auch so populär. Bei uns wird nur das Außergewöhnliche gezeigt, nur das Außergewöhnliche, kann ich Ihnen sagen.«
»Das beruhigt mich.« Leo räusperte sich und drückte den Deckel wieder zu. »Wollen Sie noch einen Blick ir einen weiteren Sarg werfen?«
»Wenn ich schon mal hier bin.«
»So dürfen Sie nicht denken, Lintock, so nicht. Die Särge sind

einmalig. Man darf sie nicht nur sehen, man muß sie echt erleben und auch bestaunen. Glauben Sie mir.«

»Ja, ja, das tue ich ja.«

»Aber…?«

Lintock lachte leise. »Sehr richtig, Leo, Sie haben mich durchschaut. Mir fehlt noch die Sahne auf dem Kaffee.«

»Davon mal abgesehen, daß ich meinen Kaffee schwarz trinke und nur mit Zucker, was meinen Sie mit Sahne?«

»Ich frage mal so, Leo. Was gehört alles zu einem Sarg?«

»Das Unterteil, der Deckel…«, er zählte es an den Fingern ab.

»Die Hauptsache haben Sie vergessen.«

»Ach ja?«

»Die Leiche!«

Leo schluckte, als er direkt damit konfrontiert wurde. »Die… die Leiche also.«

»Ja.«

»Natürlich. Sie haben recht. Es fehlt die Leiche. Aber Sie werden auch verstehen, daß ich mich dafür nicht zuständig zeigen kann. Oder finden Sie nicht?«

»Ich weiß es nicht so recht. Jedenfalls müßte man in der Talkshow einen Gag mit einer Leiche finden.«

»Ich bitte Sie, das ist pervers.«

»Keine echte selbstverständlich«, redete Lintock sehr schnell weiter. »Wäre es nicht ein Gag, wenn ich Sie nach meiner Rede vorstelle, sich ein Sargdeckel anhebt und Sie plötzlich aus der Totenkiste hervorsteigen wie ein Zombie.«

Leo lachte girrend. »Womöglich noch bleich wie ein Zombie.«

»Das überlasse ich Ihnen.«

»Das ist doch geschmacklos, Lintock. Ich bitte Sie!«

»Sind Ihre Särge das nicht?«

»Kunstwerke, es sind…«

»Nicht für alle Menschen, Leo.«

Er verzog die Lippen. »Leider, Lintock, leider. Da haben Sie sicherlich recht.«

Der Besucher ging ein paar Schritte weiter und blieb vor einem hellroten Sarg stehen. Der Deckel war nicht verschlossen und ließ sich hochheben.

Das tat der Reporter auch, schaute hinein – und verlor von einer Sekunde zur anderen seine Gesichtsfarbe.

Im Sarg lag eine weibliche Leiche!

***

Ich hockte im Büro, nuckelte an einem Automatenkaffee und zählte im Geiste die Tage nach, die mir noch blieben, bis Glenda

zurückkehrte. Suko stürmte in das Office wie Mr. Orkan persönlich. Er riß mich aus den Überlegungen und sah so verdammt stark nach Action aus.

Damit wollte ich eigentlich für den Rest des Jahres nichts mehr mit am Hut haben. Leider kannte ich meinen Freund und Kollegen.

»So in Fahrt?« fragte ich.

»Und wie.«

Ich deutete auf den zweiten Schreibtischstuhl. »Laß dich dort nieder und warte, bis der Anfall vorüber ist.«

Er schüttelte den Kopf. »Das wird kaum klappen, denn er fängt erst richtig an.«

»Schön, laß hören.«

»Ich erwarte einen Anruf.«

»Wie heißt die Dame?«

»Es ist ein Kollege.«

Ich machte ein Gummigesicht und zog es in die Breite. »Das riecht nach Arbeit, riecht das.«

»Genau.«

»Und das vor Weihnachten.«

Suko breitete die Arme aus. »Hat sich das Schicksal je darum gekümmert, ob Weihnachten ist oder nicht?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»So auch jetzt.«

»Geht es um deinen vierrädrigen Liebling?«

Suko winkte ab. »Quatsch mit Ketchup. Um den geht es natürlich nicht. Der war gar nicht weg zur Inspektion.«

»Hast du es dir überlegt?«

»Zwangsläufig. Mir kam eine Leiche dazwischen. Die Leiche einer Frau. Sie war übrigens nackt.«

»Lag sie in einem Kofferraum?«

Suko staunte mich an. »Kannst du Hellsehen?«

»Das nicht. Ich habe einfach mal geraten.«

»Sie lag tatsächlich in einem Kofferraum, sollte von zwei Frauen abtransportiert werden, die aber einen Unfall bauten, so daß die Leiche zum Vorschein kam.«

»Wenn du mir jetzt genauer erzählst, wäre ich dir sehr verbunden.«

»Gern, hör zu…«

Suko redete, und ich staunte weiter. Das war tatsächlich ein Ding, was er da in den frühen Morgenstunden erlebt hatte. Am meisten ärgerte er sich darüber, daß es den beiden Frauen gelungen war, einfach zu verschwinden. Niemand hatte sie aufhalten können, selbst Suko war von ihnen geleimt worden.

Ich schnickte mit den Fingern. »Jetzt weiß ich, auf wessen Anruf du wartest.«

»Klar, die Fahndung.«

Ich deutete auf das Telefon. »Bei mir hat sich noch niemand gemeldet. Ich freute mich schon auf einen ruhigen Tag. Aber der scheint jetzt vorbei zu sein.«

»Möglich.«

»Du hast natürlich keinen Verdacht?«

Suko starrte ins Leere und schüttelte den Kopf. »Nein, überhaupt nicht. Wenn du mich nach einer Beschreibung dieser beiden Frauen fragst, muß ich ebenfalls passen.«

»Dann hast du geschlafen.«

»Das glaube ich kaum, John. Die beiden waren eben zu schnell weg. Zudem lag noch die Dunkelheit über der Stadt, das darfst du auch nicht vergessen.«

»Richtig.« Ich spekulierte weiter. »Allen Bemühungen zum Trotz, Suko, ich glaube einfach nicht, daß jemand eine Leiche im eigenen Fahrzeug spazieren fährt. So blöd kann er doch gar nicht sein. Das will mir nicht in den Schädel.«

»Mir im Prinzip auch nicht. Es war auch mehr ein Versuch, ein Startschuß. Ich habe trotzdem das Gefühl, daß es uns etwas bringt. Das spüre ich im großen Zeh.«

»Mal sehen.«

Ich zündete mir eine Zigarette an und dachte an Weihnachten. In zwei Tagen war der Heilige Abend. Da wollten wir uns richtig schön nach Heiler-Welt-Manier zusammensetzen und das zurückliegende Jahr noch einmal Revue passieren lassen, in dem so verdammt viel geschehen war. In den letzten Monaten hatte sich viel um Nadine Berger gedreht. Ihre Rettung konnten wir auf der Habenseite verbuchen. Anders sah es mit Will Mallmann alias Dracula II aus.

Er war uns wieder einmal entkommen und sann auf finstere Rache. Sein Vampirreich würde sich vergrößern.

»Warum fahren zwei Frauen mit einer nackten Frauenleiche am frühen Morgen durch London?«

»Ich weiß es nicht, Suko.«

»Die wollten sie verstecken.«

»Oder begraben. Vielleicht auch verbrennen.«

»Kann auch sein.«

Ich räusperte mich und drückte den Glimmstengel aus. »Du hast die Leiche doch gesehen, nehme ich an.«

»Sicher.«

»Ist dir an ihr etwas aufgefallen, außer daß sie nackt war? Kanntest du die Frau? Hast du sie schon einmal irgendwo gesehen? War sie jung, alt, dünn oder dick?«

»Nein, ich kannte sie nicht. Die Frau war noch relativ jung. Um die Dreißig, schätze ich.«

»All right und weiter?«
»Man hatte sie erhängt.«
Ich schluckte. »Was hat man mit ihr gemacht? Sie erhängt?«
»Ja. Die Spuren an ihrem Hals wiesen darauf hin. Sie muß in einer Schlinge gehangen haben.«
»Und das erzählst du mir jetzt?«
»Sorry, ich dachte…«
»Wenn du schon denkst. Ich frage mich nur, wer bringt Menschen um, indem er sie erhängt?«
»Das ist nicht alles, John.« Suko schaute mich an wie jemand, der mehr weiß. »Sie war nicht nur steif durch die eingetretene Leichenstarre, ihr Körper war auch gefroren.«
Ich kapierte schnell. »Mit anderen Worten, sie hat irgendwo im Freien gehangen.«
»Das stimmt.«
Der Fall wurde schon jetzt rätselhaft, obwohl wir nicht viel von ihm wußten. »Kannst du dir vorstellen, daß er in unser Ressort fällt?«
Suko hob die Schultern. »Schlecht, John, sehr schlecht. Das kann ein normaler Fall…«
»Egal, Alter. Wir werden die Sache schon schaukeln. Selbst kurz vor dem Fest.«
»Hast du heute deine sentimentale Stunde?«
»Laß mich doch.«
Über das Thema konnten wir nicht diskutieren, denn das Telefon schlug an. »Ist für dich«, sagte ich und drückte den Apparat nebst Schwenkarm in Sukos Richtung.
Der nahm ab, meldete sich und nickte mir zu. Ich schaltete den Lautsprecher ein, so daß die Stimme des Kollegen aus der Fahndung durch den Raum hallte.
»Da haben wir unwahrscheinliches Glück gehabt«, erklärte der Mann. »Der Wagen ist registriert.«
»Ja, auf seinen Besitzer. Es ist eine Frau. Sie heißt Mona Slater. Fünfundzwanzig Jahre alt und geboren in Middlehearst bei…«
»Wo wohnt Sie?«
»In einer Siedlung am Fluß. Ist so eine Art Wohngemeinschaft. Jedenfalls habe ich mich erkundigt und festgestellt, daß dort mehrere zusammen hausen und…«
»Wo genau?«
Suko bekam die Adresse, notierte sich alles und erklärte, daß er sich um den Fall kümmern wollte.
»Das wird die Kollegen freuen.«
»Ja, bestellen Sie ihnen eine fröhliche Weihnacht.«
»Werde ich, dito.«
Suko schaute mich an und lächelte. »Mona Slater«, sagte er, »da

haben wir es.«

»Na und?«

»Kennst du sie?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Und sie lebt in einer Wohngemeinschaft. Eine Frage am Rande. Ist das verdächtig?«

»Nur bei Spießern.«

Suko stand auf. »Damit wäre unser Tag gerettet oder ausgefüllt. Fährst du mit?«

»Und ob.«

Sir James brauchten wir keinen Bescheid zu geben. Unser Chef war verreist. Das mußte sich mal einer vorstellen. Der Alte hatte sich zurückgezogen und sein über alles geliebtes London verlassen. So etwas war in den letzten zwanzig Jahren bei ihm nicht mehr vorgekommen. Niemandem hatte er sein Ziel verraten. Wir konnten nur spekulieren und rechneten sogar damit, daß er seine ehemalige Frau besuchte, die eine schillernde Persönlichkeit war und auf der Halbinsel Gibraltar lebte.

Aber das war nicht sicher. Jedenfalls wollte er ab und zu anrufen und stand, wenn es brenzlig wurde, auf dem Sprung zur Rückkehr.

Das allerdings wäre uns nicht recht gewesen.

Alles deutete also auf ein sehr außergewöhnliches und friedliches Weihnachtsfest hin.

Suko sah meinem Gesicht an, daß ich über etwas nachdachte.

»Hast du was, John?«

»Ja.«

»Und was?«

Ich zeigte beim Grinsen die Zähne. »Gewisse Zweifel, Alter…«

***

Lintock gehörte zu den Menschen, die nicht auf den Mund gefallen waren. Das konnte er sich in seinem Job nicht leisten. Als er jedoch die Leiche sah, da kam es ihm vor, als hätte ihm jemand den Boden unter den Füßen weggezogen.

Denken konnte er zunächst nicht, weil er die Lage einfach als zu verrückt, abstrakt und irrational einstufte. Der Designer hatte ihn in sein sowieso schon verrücktes »Arbeitszimmer« geführt, wo bunte Särge unter dem hellen Licht standen und als etwas Besonderes gelten sollten. Natürlich hatte er angenommen, daß die Särge leer gewesen waren, doch er war eines Besseren belehrt worden.

Dieser hier nicht!

Er starrte in das Gesicht der Frau, das aussah, als wäre es von einem Bildhauer erschaffen worden. Man konnte es als gleichmäßig bezeichnen, und das lange Haar umgab ihren Kopf dermaßen egal, als

hätten es Hände so drapiert.
Das war nicht das Schlimmste, denn trotz seines Schreckens fiel ihm ein, daß er die Frau kannte.
Sie hieß Francine Joy und war so etwas wie eine Kollegin von ihm.
Die meisten Zuschauer kannten sie vom Bildschirm her, denn ihre Sexberatersendungen waren berühmt. Man nannte sie die TV-Aphrodite, den Sex-Engel, Mrs. Erotik und hatte der Sendung zudem den Spitznamen Francines kleine Nacktmusik gegeben.
Jetzt war sie tot!
Lintock spürte auf seiner Stirn den Schweiß. Er lag dort in kleinen Perlen und hatte seine Oberlippe ebenfalls nicht verschont. Bisher war es ihm gelungen, den Besuch bei Leo ziemlich locker zu sehen.
Auf einmal überschlich ihn das alte Gefühl des Grauens, das sich in seinem Nacken festsetzte.
Was stimmte da nicht?
Er hörte hinter sich die leisen Schritte des Designers und traute sich nicht, den Kopf zu drehen, weil er den Eindruck hatte, alles falsch zu machen.
»Nun…?«
Lintock stieß die Luft aus. Er rang nach Worten, hatte sie endlich gefunden und fragte leise: »Wenn das ein Scherz sein soll, Leo, dann war es ein verdammter böser.«
»Wieso Scherz?«
Lintock drehte sich um. Seine Gedanken rasten. Er mußte sich jetzt zusammenreißen, nicht zeigen, wie es in seinem Innern aussah. Er wollte sich nicht blamieren. Unter Kontrolle halten, hieß das große Gebot der Stunde.
Leo lächelte. Er strich über die Schöße seines Smokings, runzelte die Stirn und hob dabei die Augenbrauen. »Daß man Sie noch überraschen kann, wundert mich, Lintock.«
»Nun ja, mich auch, aber…«
»Nehmen Sie es nicht so tragisch, mein Lieber. Es wird sich alles wieder einrenken.«
»Ach ja?«
»Sicher. Sie kennen die Dame?«
»Die Tote, meinen Sie.«
Er schüttelte den Kopf. »Auch das – okay. Es ist Francine Joy, allseits bekannt aus dem TV. Ihre Sendungen gehören zu den Knüllern der Branche. Sie ist gut.«
»Und jetzt ist sie tot.«
Leo bekam große Augen. Er staunte und schüttelte den Kopf.
»Wer sagt Ihnen denn, das sie tot ist?«
Unwirsch winkte Lintock ab. »Kommen Sie mir doch nicht mit so etwas, Mann. Sie ist tot und fertig. Oder legen Sie lebendige Personen

in Ihre Schöpfungen?«

»Vielleicht.«

»Hören Sie, Leo. Ich kann viel Spaß vertragen. Das hier ist keiner mehr, denn mit Leichen spaßt man nicht.«

»Meinen Sie?«

»Ja, das meine ich!«

»Bitte treten Sie zur Seite, Lintock.«

Die kalte Höflichkeit des Designers ließ die Aggressionen in Lintock ansteigen. Er fühlte sich hier vorgeführt wie ein Tanzbär in irgendeinem Zirkus. Aber er tat, was man ihm geraten hatte und ging zwei kleine Schritte nach rechts.

Leo Liberance blieb dicht vor dem Sarg stehen. Er senkte den Kopf und nickte. Dabei glitt ein feines Lächeln über seine Lippen. Mit der Fingerspitze zeichnete er den rechten Busen der liegenden Person genau nach.

»Wie geht es dir, Francine?«

Lintock wollte über diese Schmierenkomödie lachen. Das Geräusch blieb ihm im Hals stecken, denn die TV-Aphrodite öffnete plötzlich beide Augen und schaute hoch.

Lintock zuckte zurück, während sich Leo umdrehte und ihn anschaute. »Na, mein Lieber.«

»Das ist Wahnsinn.«

»Wieso?«

»Wer in einem verdammten Sarg liegt, ist tot oder wird irgendwann ersticken.«

»Das stimmt.«

»Mehr haben Sie dazu nicht zu sagen?«

Leo Liberance lachte. »Was soll ich Ihnen denn dazu noch alles sagen? Es ist nun mal so.«

»Sie haben also eine lebende Person in diesen verfluchten Sarg hineingelegt?«

»Ich nicht. Es ist durchaus möglich, daß sie sich den Platz freiwillig ausgesucht hat. Oder lüge ich, Francine?«

»Nein, absolut nicht.« Mit einer Bewegung richtete sie sich auf und nickte dem Reporter zu. »Hallo, Lintock, wie geht es dir denn so?«

»O Scheiße.« Der Mann schlug gegen seinen Kopf. Er wollte nicht hinsehen, wie die Frau aus dem hellroten Sarg kletterte und mit beiden Händen über ihr eng anliegendes violettes Kleid strich, das faltenlos ihre Haut bedeckte.

Sie hatte eine irre Figur, da stimmte alles, auch der Busen, dessen Ansätze aus dem Dekollete hervorschauten. Das Gesicht war ebenmäßig geschnitten, die Augen steckten voller Kraft, die Blicke waren auf den Reporter gerichtet.

»Sie ist also nicht tot«, sagte Lintock.

»Das konnte man sehen – oder?«
»Erzählen Sie keinen Quatsch, Leo. Wenn sie nicht tot ist, muß sie einen Draht quer im Kopf haben. Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen, verdammt.«
»Warum nicht?«
»Wer legt sich denn schon in einen verfluchten Sarg?« Wütend schlug Lintock mit der flachen Hand auf einen Deckel.
Leo reagierte sauer. »Wollen Sie mich beleidigen, Mann?«
»Wie kommen Sie darauf?«
»Das ist kein verfluchter Sarg, Mann. Das ist ein Kunstwerk, ein Unikat. Jeder meiner Särge ist ein Unikat. Begreifen Sie das eigentlich nicht? Sind Sie zu…«
»Hören Sie auf, hier wird doch was gespielt, das einem normalen Menschen suspekt ist.« Er drehte sich auf der Stelle. »Wenn ich mich hier umschaue, die komischen bunten Särge sehe, ist das zwar alles originell, aber ich habe mittlerweile den Eindruck, daß mehr dahintersteckt, als Sie zugeben wollen.«
»Ach ja? Was denn?«
»Ich habe keine Ahnung, doch ich verspreche Ihnen, daß ich noch dahinterkommen werde.«
»Da müssen Sie sich aber beeilen, Lintock.«
Der Reporter lachte auf. »Stellen Sie sich mal vor, ich berichte über unsere Sex-Tante der Nation, daß sie sich in einen Sarg gelegt hat. Viele halten die Joy schon für leicht beschränkt oder was weiß ich nicht alles. Daß sie in einem Sarg hockte, setzt dem Faß die Krone auf.«
Der Designer schaute auf seine Fingernägel. Dabei hob er die Schultern. »Er versteht uns nicht, Francine. Er zeigt sich stockig.«
»Wie soll er uns auch verstehen?«
»Da hast du recht.«
»Hör zu, Francine, Kollegin!« sagte er spöttisch. »Was soll ich denn nicht verstehen? Daß man mir hier etwas vormacht? Daß der Hase ganz anders läuft, als ich angenommen habe.«
»Wie denn?«
»Leo, das müßten Sie wissen.«
Lintock hob die Schultern. »Okay, einigen wir uns darauf, daß ich es nicht begreife.«
»Richtig.«
»Und worum geht es?«
Er hatte die Frage an beide gerichtet, die Antwort aber gab ihm Francine Joy.
»Das ist der neue Kult!«
»Sexkult?«
»Nein, Hexenkult!«

Lintock stockte. Er hielt sich zurück. Es war ihm allerdings anzusehen, daß er nachdachte. Dabei schaute er Leo an, der seinen Kopf schiefgelegt hatte und lächelte.

»Hexen also?«

»Richtig, Lintock.«

Der Reporter nickte in Zeitlupe. »Davon habe ich gehört, ist ja nicht neu, finde ich.«

»Richtig.«

»Nur wollte ich darüber nicht berichten.«

»Das hätten wir auch nicht so gern«, erklärte Francine.

Lintock lachte. »Du hast es gerade nötig, mit deinen komischen Sex-Sendungen. Willst du dich jetzt auf ein anderes Gebiet begeben und die Leute reinlegen?«

»Nein, überhaupt nicht. Ich lege auch keine Leute rein, das mußt du dir merken.«

»Sondern?«

»Wir meinen es ernst, wir meinen es ehrlich. Können allerdings sehr unangenehm werden, wenn man sich uns in den Weg stellt. Wir haben die Lösung gefunden, um die Welt zu retten…«

Lintock lachte in die Worte hinein. »Auch das noch. Wieder ein neuer Club von Weltverbesserern.«

»Er ist uneinsichtig, Leo.«

»Hast du etwas anderes erwartet?«

»Erhofft. Ein wenig mehr Toleranz, vielleicht.«

»Ich werde…«, Leo verstummte, drehte sich und und schaute hoch zur Treppe, wo er Trittgeräusche gehört hatte. Sekunden später erschienen zwei Frauen.

Auch Hexen?

Im Gegensatz zu Francine waren sie aufgeregt und zudem außer Atem. »Was ist passiert?« rief die Joy.

»Alles ist schiefgelaufen – alles. Wir sind entdeckt.«

Francine erschrak ebenso wie Leo. Der aber schaute gleichzeitig auf Lintock und flüsterte: »Ich fürchte, daß dies für dich gar nicht gut ist, mein Freund…«

***

Die Themse zeigte ein winterliches Bild. Sie schien langsamer zu fließen als sonst und sah sehr grau aus, dabei schmutzig wie ein alter Teppich.

Wer an dieser Uferstelle baute oder wohnte, der lebte mit einem Risiko. Der Fluß trat in jedem Jahr über seine Ufer. Wurde es besonders schlimm, erreichten seine Ausläufer auch nahegelegene Wohngebiete und setzten bei den Häusern zumindest die Keller unter Wasser. Deshalb wurde diese Gegend im Volksmund auch Little

Venice – Klein Venedig – genannt.
Die Straßen waren schmal, sogar durch das Pflaster holprig, so daß uns die Gegend teilweise an das alte Soho des Jack the Ripper erinnerte.
An den Ufern dümpelten alte Kähne, hier und da schaukelte auch ein Hausboot. War es bewohnt, hatten die Mieter oder Eigentümer kleine Tannenbäume auf die Decks gestellt und sie mit elektrischen Kerzen geschmückt, deren Lichter auch über das graue Wasser funkelten.
Der kalte Tag hatte die Gegend noch trauriger gemacht, kaum jemand hielt sich außerhalb der Häuser auf. Wenige Kinder spielten auf den Straßen, die Gassen waren eng. Aus den Mauern strömte die Feuchtigkeit. Wer hier schon länger lebte, hatte meist Rheuma.
Wir hielten an, weil zwei Kinder auf der Straße standen und ihre Arme ausgebreitet hatten. Als ich aus dem Fenster schaute, kam ein Junge heran. Er hatte die großen, schönen Augen eines Puertoricaners. Ich lächelte ihm zu.
»Wollt ihr uns nicht weiterfahren lassen?«
»Nein.«
»Warum nicht?«
»Wir wollen keinen Besuch, hat meine Mutter gesagt. Kommt ihr von der Stadt?«
»Nein, weshalb sollten wir?«
»Weil man uns vertreiben will. Wir sollen hier nicht mehr wohnen, und wir wissen nicht wohin.«
Für einen Moment preßte ich die Lippen hart zusammen. Auch Sukos Gesicht verkantete sich.
Da hatte uns das Leben wieder. Dieses verfluchte soziale Gefälle, das in den letzten Jahren immer stärker geworden war. »Wir kommen nicht von der Stadt, mein Junge.« Ich strich über seine kalte Wange. »Und ihr werdet auch bestimmt nicht aus eurer Wohnung geworfen.«
»Sie waren schon zweimal da.«
»Was haben deine Eltern denn…?«
»Mein Vater ist weg!«
So etwas dachte ich mir. Ich kam mir selbst blöd vor, als ich sagte:
»Man soll die Hoffnung nie aufgeben. Vielleicht gibt es noch eine Möglichkeit?«
»Nur wegen Weihnachten?« fragte er, und seine Stimme klang deprimiert.
Ich schüttelte den Kopf. »Das wohl nicht.«
»Wo wollt ihr denn hin?«
»Kannst du uns sagen, wo wir eine Mona Slater finden?«
Für einen Moment weiteten sich seine Augen. »Die komischen Frauen? Die leben bei uns in der Nähe.«
»Wieso sind die komisch?«

»Das sagt meine Mutter immer. Die… die mag sie nicht.«
»Steig ein und zeige uns den Weg.«
Der Kleine holte noch seinen Bruder. Sie hockten im Fond und erklärten uns den Weg.
Es gab nicht nur die normalen Häuser, sondern auch Hinterhöfe, die miteinander verschachtelt und verbunden waren. Gänge, Treppen, Stiegen, auch Stege, die nicht abgerissen wurden, denn das Hochwasser kehrte regelmäßig zurück.
Der Wind blies kalt und brachte vom Wasser auch ein gewisses Maß an Feuchtigkeit mit. An manchen Wänden glänzte helles Eis, auch Wassertropfen waren erstarrt.
So tot war die Gegend auch nicht. Wir sahen die Menschen an den Fenstern, auf den Höfen, wie sie irgend etwas taten. Sogar Weihnachtsbäume wurden geschleppt. Einer bastelte an seinem Motorrad, aber das Mißtrauen in ihren Augen verschwand nicht. Wahrscheinlich sahen wir einfach zu amtlich aus, obwohl Suko Asiate war.
»Wo wohnt Mona denn?«
»Unten.«
»Im Keller?« fragte Suko.
»Ja. Nicht allein. Sie… sie ist mit mehreren Frauen zusammen, die meiner Mutter Angst machen.«
»Kannst du das genauer erklären?«
»Nein, ich nicht, Mutter.«
»Wir könnten sie fragen«, schlug ich vor.
»Gut, ich gehe vor.«
Auch das Innere des Hauses atmete die Feuchtigkeit aus. An den Wänden entdeckten wir die Flecken. Manche zeigten schon einen grünen Schimmel, durch den sich feine Risse im Mauerwerk zogen.
Der Junge wohnte in der ersten Etage. Auf dem Namensschild las ich das Wort Suarez.
Die Mutter hatte uns gehört, öffnete und zuckte zurück, als sie uns sah. Auf dem Arm trug sie noch ein kleines Kind. Sie war noch jung, uns faszinierten die großen, dunklen Augen. Die hatten auch ihre Kinder geerbt.
Der Junge sprach schnell auf seine Mutter ein. Er erklärte ihr, daß wir nicht von der Stadt oder der Verwaltung waren. Minuten später hatte sich alles aufgelöst, wir saßen in der schmalen Küche und schauten auf die Weihnachtsdekoration.
Ein Gesteck, einige Zweige, an denen bunte Kugeln schaukelten.
Hier gab es keinen Glanz, und wieder einmal zeigte sich uns deutlich die Schere der Einkommen.
Ich erklärte der Frau, aus welch einem Grunde wir gekommen waren. Mrs. Suarez hörte zu und preßte dann ihre Hand gegen den Mund.

Eine Geste der spontanen Angst.
»Wovor fürchten Sie sich?« fragte Suko.
»Ich mag die Frauen nicht.«
»Warum nicht?«
Sie nahm ihr kleines Kind und setzte es in einen Laufstall. »Das will ich Ihnen sagen. Diese Frauen haben etwas in den Augen, das mich stört. Ich kenne das.«
»Woher?«
»Von unserer Insel. Puerto Rico. Ich war noch ein Kind, als wir nach London kamen, aber ich habe deutlich in Erinnerung, wie die Frauen aussahen.«
»Welche Frauen?«
»Wir nannten sie die bösen Frauen. Sie lebten immer abseits, und sie kannten sich aus auf den Gebieten der Magie. Sie waren Zauberinnen, Hexen, beherrschten Voodoo…«
Ich stoppte sie durch eine Frage. »Auch die Frauen, die hier unten leben und zu denen Mona Slater gehört?«
»Das weiß ich nicht genau. Ich kenne nur ihre Augen. Die haben ausgesehen wie die der bösen Frauen.«
»Leben Sie tatsächlich im Keller?«
»Ja, in einer Kellerwohnung.«
»Wie viele sind es?«
»Das kann ich nie genau sagen. Sie kommen und gehen, aber Mona Slater hat die Wohnung gemietet.«
Ich räusperte mich. »Wissen Sie, wer alles momentan dort lebt?«
»Waren Sie schon unten?«
»Einige Male, aber nicht in der Wohnung. Sie haben Licht, sie haben eigentlich alles.«
»Ich danke Ihnen.«
»Was wollen Sie denn von den Frauen?«
»Wir ermitteln wegen eines Wagens. Wir wollen nur etwas von Mona Slater.«
»Ach so.«
»Soll ich mitgehen?« fragte der Junge.
»Du bleibst hier. Es ist besser für dich.«
»Ja, ich schütze meine Mutter, wenn die Männer wiederkommen und das Geld wollen.«
»Stimmt das?« fragte Suko.
Die junge Frau nickte und hielt den Kopf gesenkt. »Es geht um die Miete«, sagte sie leise. »Die Männer sind auch nicht von der Stadt, sondern sogenannte Incassoleute. Sie wollen Geld eintreiben, weil ich nicht die neue Erhöhung bezahlt habe. Die ist ungerecht, wir kämpfen mit einem Anwalt zusammen dagegen an. Der Besitzer will uns raushaben und irgendwas anderes machen. Deshalb schickt er seine

Leute. Sie kommen zu zweit. Viele haben Angst vor ihnen.«

Suko und ich schauten uns an. Wir hatten zwar selbst genügend Probleme, aber irgendwie mußten wir der Frau helfen. »Lassen Sie sich die Namen der beiden geben«, wies Suko sie an. »Und dann sagen Sie uns Bescheid. Wir werden den Kerlen mal durch unsere Kollegen auf den Zahn fühlen lassen. Wann kommen sie denn wieder?«

»Heute.«

»Wie schön!« lächelte Suko eisig und ballte seine rechte Hand.

»Okay, sehen wir uns erst den Keller an. Sollten die Kerle kommen, schicken Sie Ihren Sohn.«

»Ja, danke, das mache ich.«

Der kleine Ramon Suarez öffnete uns die Tür. Er wollte in den Flur springen – und schnellte, wie vom Katapult geschleudert, zurück, denn vor ihm standen die beiden Kassierer.

»Sie sind da!« rief er.

Sie benahmen sich wie die Elefanten im Porzellanladen. Rücksichtslos schoben sie den Jungen in die Küche zurück, dann drückten sie sich über die Schwelle.

Beide trugen Mäntel und Hüte. Ihre Gesichter unter den Krempen sahen aus wie kaltes Fett. Uns bedachten sie nur mit einem gleichgültigen Blick, gingen weiter, und einer boxte mich durch einen Stoß seiner Schulter aus dem Weg.

Er kam nur einen Schritt weit, als ich ihn festhielt. »Können Sie nicht grüßen, Mister?«

Er drehte sich um. Sehr langsam und dabei tief Luft holend. Dabei schob er seinen Hut zurück. »Hau ab, Schweinebacke!«

»Wer sind Sie?«

»Das werde ich dir gerade noch sagen! Eine letzte Warnung, verpiß dich hier!«

»Okay, das reicht. Beamtenbeleidigung und…«

Er lachte und schlug zu. Damit hatte ich gerechnet. Bevor mich seine Faust erwischte, traf ihn mein Tritt. Plötzlich heulte er, knickte zusammen und hielt sein Schienbein fest.

Der andere wollte Suko verdreschen, hatte zu einem Schwinger ausgeholt, dem mein Freund lässig entging, dann die Hutkrempe packte und so stark an ihr zerrte, daß ihm der »Deckel« über die Augen rutschte. Der Kerl war blind, ein Stoß mit der flachen Hand gegen seine Brust reichte aus, um ihn aus der Wohnung in den Flur zu befördern. Sekunden später hörten wir es poltern, als er die Treppe nach unten segelte und dabei fluchte oder schrie.

Sein Kumpan war rot angelaufen. Er stierte mich an, aber auch auf meinen Ausweis.

»War da noch was?« fragte ich ihn.

»N… nein, nein …!« keuchte er.

»Ich gebe euch beiden einen Rat. Laßt euch nicht mehr hier blicken, bis das Verfahren gelaufen ist. Sollten eure Visagen noch einmal hier auftauchen, greifen wir ein.«

Er hatte sehr gut verstanden, nickte und schlich davon. Weiter unten half er seinem Kumpan auf die Beine.

Mrs. Suarez und ihre Kinder waren happy. Sie wollten sich bedanken und sprachen von einem schönen Weihnachtsgeschenk, ich aber winkte ab. »Es war nur unsere Pflicht.«

»Gehen Sie noch immer in den Keller?«

»Sicher.«

»Seien Sie vorsichtig – bitte. Diese Frauen verstehen keinen Spaß. Sie sind gefährlich.«

»Danke für die Warnung.«

In den Augen der Frau schimmerten Tränen der Freude, als wir gingen. Ihr »Merry Christmas« war kaum zu verstehen und erstickte irgendwo im Hals.

»Manchmal tut es richtig gut, wenn man mal wieder mit der Realität zusammentrifft«, sagte Suko.

»Sicher.«

Es mußte sich blitzschnell herumgesprochen haben, was geschehen war, denn unbeoachtet konnten wir nicht nach unten gehen. Die Menschen schauten uns an, als sie in den offenen Wohnungstüren standen, und viele von ihnen lächelten.

Der Keller war durch eine Holztür abgesichert worden. Auf die Außenseite hatte man Bohlen genagelt. Hier unten hing noch mehr Feuchtigkeit in den Wänden. Von einem Ofen konnte man träumen, der Atem stand als Dampf vor unseren Lippen.

Es war nicht nur die normale Kälte, die uns unangenehm berührte, auch eine andere kroch in unsere Körper. Es war einfach das Gefühl des Fremden, des anderen.

Hinter der Tür brannte Licht. Es fiel auf einen alten Kokosläufer, der als schmutziger Streifen den Boden bedeckte. Ich tippte Suko an und deutete nach links.

Mein Freund nickte. Auch er hatte die Tür gesehen. Der Name Slater war mit Farbe auf das Holz geschrieben worden.

Eine Klingel sahen wir nicht, dafür eine Klinke. Beide hofften wir, daß die Tür nicht verschlossen war.

Dann hörten wir den Schrei!

Zugleich rammten wir die Tür auf. Wir hetzten über die Schwelle und sahen uns einer irrlichternden Szene gegenüber, in der alles blitzschnell ablief.

Ein Gesicht, Blut und ein Messer!

***

Die beiden Frauen stiegen mit katzenhaften Bewegungen die Stufen hinab und ließen Lintöck nicht aus den Augen. Der Reporter spürte die eisigen Blicke und ahnte, daß ihn nichts Gutes erwartete.

»Wer ist das?« fragte die Blonde.

»Ein Pechvogel!« erwiderte Francine. Leo konnte sich ein leises Lachen nicht verkneifen, doch Lintock war nicht nach Lachen zumute.

Er hatte den Eindruck, als wäre soeben ein verklausuliertes Todesurteil über ihn gesprochen worden.

»War er zu neugierig?« erkundigte sich die zweite Person. Sie hatte braune Haare und trug eine schwarze, sehr eng sitzende Hose.

»Nicht direkt.«

»Er hat uns gesehen, nicht?«

»So ist es.«

»Dann hat er wirklich Pech gehabt.«

Lintock räusperte sich, nachdem der erste Schock verflogen war.

»Kann mir mal einer von euch sagen, was dieses ganze Theater hier soll, verdammt noch mal?«

»Du hättest nicht kommen sollen, Mann.«

»Scheiße, man hat mich gerufen!« Er stemmte seinen Fuß hart auf den Boden.

»Klar, klar!« rief Leo. »Nur deine Neugierde hättest du bezähmen müssen.«

»Das ist mein Beruf.«

Leo grinste faunisch. »Nicht mehr lange, glaube ich. Nein, nicht mehr lange.«

»Das heißt, ihr wollt mich daran hindern?«

»So ist es.«

Lintock wollte lachen, nur blieb ihm das schon im Ansatz stecken.

Statt dessen schluckte er, rieb seine Hände ab, weil sie feucht geworden waren. Die beiden Frauen hatten die Treppe längst hinter sich gelassen und standen nun vor der ersten Stufe, den Blick auf Lintock gerichtet, in dessen Augen die Unsicherheit stand.

Die TV-Aphrodite hob die Schultern. »Es tut mir leid, aber wir müssen dich ausschalten. Es geht einfach um sehr viel. Die Sache ist uns zu wichtig, sorry.«

»Ausschalten?« wiederholte Lintock. »Soll das heißen, daß ihr mich töten wollt?«

»Ja.«

Diesmal lachte er. Es klang bitter und ängstlich. »Darf das wahr sein? Ihr verfluchten Weiber wollt mich hier killen, nur weil ich gesehen habe, wie du aus der Totenkiste geklettert bist?«

»So ist es.«

»Es war erst der Anfang, aber du kannst beruhigt sein. Du wirst sterben und uns etwas bringen.«

»Was denn?«

»Ein Opfer.« Sie drehte sich und streckte den Arm aus. »Schau dich um, Lintock. Die Särge stehen in einem Kreis, er bildet praktisch die Grenze. Vor ihnen ist noch genügend Patz für unsere Opferstelle. Wir werden dich den Göttern darbringen, du wirst unseren Kreis füllen. Nur so können wir die Urkräfte der Natur erleben.«

Der Kragen wurde Lintock zu eng. Auch der verhältnismäßig große Raum schien zusammenzuwachsen. Platzangst überkam ihn, er war außerstande, noch Fragen zu stellen, doch er brauchte nur in die Gesichter der Frauen zu sehen, um erkennen zu können, wie ernst es ihnen mit allem war. Da schauspielerte niemand, das war kein Spaß mehr.

Allmählich fing er an zu begreifen. Wer da vor ihm stand, mußten Frauen sein, die sich zu den neuen Hexen zählten. Immer mehr dieser Personen verteilten sich über Europa. Das war der Kult der Neunziger, sie wollten alte Traditionen brechen, um uralte wieder hevorzuholen. Sie wollten die Welt auf ihre Art und Weise verändern und stellten damit eine große Gefahr für andere dar.

Lintock spürte die Kälte wie einen Eisregen auf seinem Rücken.

Diese Personen waren gnadenlos, die hatten sich auf uralte Riten und Rituale besonnen, die längst begraben worden waren.

Opfern, der Tod, das Wecken verborgener Kräfte mit Hilfe eines Mediums. Das Anrufen der Naturgötter, damit die Umwelt wieder geheilt werden konnte.

Lintock war kein Dummkopf. Er kannte sich aus, er hatte viel gelesen, er war…

Sie kam vor, ging nur einen Schritt und schaute ihm in die Augen.

Lintock wollte weg, aber der Blick dieser Frau stach und brannte sich in seinem Inneren fest.

Es war gnadenlos und hypnotisch zugleich. Nie hätte Lintock gedacht, daß er sich so leicht aus der Fassung bringen lassen könnte.

Aber Francine besaß eine furchtbare Kraft, die sie jetzt gegen ihn schickte. Er hatte noch vorgehabt zu fliehen, wollte die Augen schließen, an etwas anderes denken und schaffte es auch, sich zu drehen. Seine größte Angst war dabei, lebendig in einen Sarg gelegt zu werden und dort elendig zu ersticken.

Er schaffte einige taumelnde Schritte und kam sich selbst dabei vor wie jemand, der zuviel getrunken hatte. Irgendwo fing die Welt an, sich zu drehen.

Noch zwei lahme Bewegungen, dann fiel er nach vorn und streckte die Arme aus.

Leo stand vor ihm.

An seinem Körper klammerte Lintock sich fest, und das Gesicht des Designers verzog sich zu einem häßlichen Grinsen, das auf Lintock

wirkte, als gehöre es zu einem Monster.

»Keine Chance, mein Junge, keine Chance!« Mit einer widerwilligen Bewegung stieß er Lintock von sich, der den Eindruck hatte, als wären seine Beine mit Gummi gefüllt und sein Hirn ebenfalls.

Dann brach er zusammen.

Francine Joy stand dicht hinter ihm und fing ihn ab. »Kümmert euch um den Mann!« sagte sie und schleuderte Lintock ihren beiden Helferinnen entgegen, die zufaßten.

Sie trugen ihn tatsächlich zu einem Sarg und legten ihn in die enge Kiste, ließen ihn aber offen.

»Was hast du mit ihm gemacht?« fragte Leo.

»Ich bin in seinen Geist eingedrungen. Ich habe ihn manipuliert, verstehst du?«

»Nicht genau.«

»Das ist auch egal. Wir haben das nächste Opfer. Es wird uns den Weg zeigen.«

Leo nickte nur. Ihm war die Sache unheimlich geworden, obwohl er sich als Künstler indirekt mit dem Tod beschäftigte, weil er die Särge herstellte.

Francine Joy gab die Befehle. Sie regelte alles und haßte Unstimmigkeiten. Obwohl sie sich auf Gebiete begab, die außerhalb der Norm lagen, hielt sie bestimmte Normen ein, und so wollte sie auf ein Thema zurückkommen, das ihr am Herzen lag.

Direkt sprach sie Laura und Mona an, die einen unsicheren Eindruck machten. »Ihr habt vorhin etwas angedeutet. Warum seid ihr hier? Was ist geschehen? Warum seid ihr jetzt schon hier?«

Laura senkte den Blick. »Du weißt doch, daß einiges schiefgelaufen ist.«

»Ja, aber was?«

»Wir hatten einen Unfall…«, sie schluckte. »Einen verdammten Unfall. Uns fuhr jemand hinten gegen den Wagen.«

»Und weiter?«

Mona flüsterte die Antwort. »Da sprang der Kofferaum auf!«

Francine zuckte zusammen, bevor sie einen Schritt zurückging. Sie strich über den eng anliegenden Kleiderstoff, als könnte diese Berührung sie beruhigen. »Sagt nur nicht, daß man die Tote, die ihr abgeschnitten habt, entdeckte…?«

»Doch…«

Francine stand unbeweglich. In Ihrem Kopf tobten Schmerzen, als hätte jemand kleine Bohrer an verschiedenen Stellen angesetzt. »Das kann doch nicht stimmen. Nein, so dumm seid ihr nicht…«

»Doch, es fuhr einer drauf. Er… er konnte nicht schnell genug abbremsen.«

»O Scheiße!« Sie hob die Arme und raufte sich die Haare. »Das

begreife ich nicht. So etwas…«

»Es war glatt«, verteidigte Mona beide. »Der Kerl hinter uns ist zu schnell gefahren. Wir konnten nichts dazu.«

Francines Arme sanken nach unten. »Okay, ich habe es hingenommen. Es ist nicht mehr zu ändern. Was geschah dann? Ich will es wissen, verdammt! Was ist los gewesen. Ein Unfall bleibt nie unbeobachtet. Es wird Zeugen gegeben haben, die Bullen…«

»Ob die gekommen sind, wissen wir nicht«, erklärte Mona. »Wir sind geflüchtet und sofort zu dir gekommen.«

Die TV-Tante atmete tief durch. »Also zu mir«, murmelte sie. »Ihr seid zu mir gekommen.«

»Ja.«

Ihr Zeigefinger stach gegen Mona. »Aber der Wagen ist auf deinen Namen zugelassen.«

»Das ist richtig.«

»Dann wird man wissen, an wen man sich zu wenden hat. Die Bullen werden deine Wohnung finden.«

»Ich bin doch nicht da.«

»Richtig, du kleiner Scherzkeks. Aber Angela ist dort, wenn ich mich nicht irre.«

»Was weiß sie denn?« fragte Laura.

»Alles – sie gehört zu uns.«

»Über den Unfall.«

Die Joy überlegte. »Okay, darüber weiß sie nichts, ihr habt recht. Man wird sie fragen…«

Mona unterbrach sie. »Von den anderen Vorgängen wird sie nichts sagen. Man wird sie gar nicht erst danach fragen. Wieso auch?«

»Laura hat recht!« sagte Leo. Er rieb seine Hände. »Die Bullen können gar nicht auf die Idee kommen.« Er hob die Schultern. »Das ist eine Wohngemeinschaft, und damit hat es sich.«

»Ich sehe das anders.«

»Wie denn?«

»Die lassen nicht nach, verdammt. Schließlich lag im Kofferraum eine Tote. Da müssen sie einfach zur Sache kommen und die Mordkommission einschalten. Das geht…«

»Niemals schief!« flüsterte Leo. »Wir haben uns so gut abgesichert. Außerdem können wir uns auf Kräfte verlassen, die den anderen überlegen sind. Oder nicht?«

Francine schwieg. Ihre Gedanken bewegten sich in eine ganz andere Richtung. Um sie zu konzentrieren, mußte sie sich selbst zusammenreißen. Das geschah durch eine Wanderung. Sie schritt an den Särgen entlang, klopfte hin und wieder mit dem Knöchel auf einen Deckel, schaute auch gegen den regungslosen Lintock und ließ ihren Atem durch die Nasenlöcher ausströmen. »Da wäre noch ein

Problem.«
»Was denn?«
»Der Mann, der mich bedrohte.«
Laura und Mona starrten Francine an. »Ich erzählte euch doch, was geschah, als ich aus dem Sender kam.«
»Ja – nur hast du ihn nicht erkannt.«
»Das stimmt.«
»Wie sieht es denn mit einem Verdacht aus? Hast du den?«
»Nein, auch nicht – leider. Es muß aber mit Verenas Tod zusammenhängen. Sie hatte Kontakt mit uns aufgenommen. Es wäre die erste Begegnung gewesen. Im Hyde Park hätten wir uns treffen sollen. Wir trafen uns auch, nur war sie tot. Irgend jemand muß nicht gewollt haben, daß Verena Dobson und wir zusammentreffen.«
»Aber wer?« fragte Leo.
»Eine gute Frage, auf die ich leider keine Antwort weiß. Da ist uns jemand voraus.«
»Ein normaler Mensch.« Mona lachte schrill. »Womöglich ein Mann. Das ist schlimm.«
Laura mischte sich ein. »Was wußten wir denn über Verena Dobson, die Tote? Soviel wie gar nichts. Wahrscheinlich hatte sie Feinde. Möglicherweise hat sie sich euch verraten. Wir müssen mit allem rechnen, auch wenn ihr das nicht wahrhaben wollt.«
»Ein Killer, der gegen uns steht und zugleich die Bullen, die im Hintergrund lauern«, murmelte Francine. »Ich denke auch an Angela, die in eurer Wohnung zurückgeblieben ist und die sich den Bullen gegenübersieht. Wir sollten sie anrufen.«
»Und dann?«
»Warnen.«
»Okay, Francine.« Laura drehte sich und deutete auf das Telefon.
»Mach du es.«
Aber Francine zögerte. »Nein!« entschied sie. »Nein, das werde ich nicht tun. Wir lassen den Dingen ihren Lauf und vertrauen auf uns sowie auf die anderen Kräfte. Wir haben Lintock. Einer Reise, einer Beschwörung steht nichts mehr im Wege.« Sie schaute ihre Hexenschwestern an und hörte keine Einwände.
Leo Liberance rieb seine Hände. »Dann können wir endlich beginnen, meine Lieben?«
»Ja, bereite alles vor.«
»Nichts, was ich lieber täte. Ich möchte endlich erleben, ob die Neuen Frauen tatsächlich die großen Kräfte besitzen, von denen ihr immer wieder redet.«
Francine Joy starrte ihn kalt an. »Du kannst dich darauf verlassen, mein Lieber…«

***

Das Gesicht war nur mehr eine Fratze, die vor uns erschien. Blut strömte gleich aus mehreren Wunden, denn die Frau war auch am Körper getroffen worden.

Sie taumelte wie eine Betrunkene, schrie und warf sich gegen uns wie vor einen Rettungsanker.

Suko und ich fingen sie auf. Sie war so gefallen, daß sie uns beide behinderte und wir nicht sofort in den Raum hineingehen konnten.

Suko stemmte die Schreiende von sich, die zudem noch den Kopf schüttelte, so daß einige Blutstropfen gegen unsere Gesichter spritzten. Ich huschte als erster über die Schwelle in einen großen Raum hinein, in dem rötlich schimmerndes Licht brannte und so zahlreiche Matratzen als Schlafstellen auf dem Boden lagen.

Einen Tisch gab es ebenfalls. Dazu gehörten Stühle, ich sah einen Schrank, daneben einen Vorhang, dessen Falten stark zitterten, ein Zeichen, daß er bewegt worden war.

Meiner Ansicht nach mußte der Täter hinter dem Stoff lauern. Ich rannte trotzdem nicht wie ein Irrer darauf zu, sondern war entsprechend vorsichtig.

Sollte sich ein Sichtspalt innerhalb der Falten befinden, konnte der andere mich sehen und auch auf mich schießen. Deshalb bewegte ich mich in einem relativ toten Winkel.

Suko blieb zurück. Er kümmerte sich um die verletzte Frau, die vor Schmerzen wimmerte.

Blut sah ich auch auf dem Boden. Die dicken Tropfen waren zerplatzt und hatten Spritzer gebildet.

Neben dem Schrank, in Griffweite des Vorhangs, blieb ich stehen.

In der rechten Hand hielt ich die Beretta, mit der linken angelte ich nach einem Stuhl. Es war gar nicht einfach, das schwere Möbel anzuheben. Ich schaffte es trotzdem, holte einmal aus und schleuderte ihn auf den grauroten Stoff zu.

Durch den Druck wallte er sich nach innen, doch einen Widerstand fand er nicht. Er polterte nur zu Boden, das war alles. Als sich nach zwei Sekunden nichts getan hatte, riskierte ich es, sprang auf den Spalt zu und riß ihn auseinander.

Die kühle Luft strich über mein Gesicht und sagte mir eigentlich genug. Links sah ich das offene Fenster, das zu einer kleinen Küche gehörte und in einen Hinterhof führte.

Was der andere konnte, das schaffte ich auch. Es dauerte nicht lange, als ich mich durch die Öffnung gedreht hatte.

Der Hof war schmutzig, und ebenso schmutzige Hauswände rahmten ihn ein.

Nicht weit entfernt stand ein Mann so starr wie ein Denkmal und hielt sich an einem Tannenbaum fest. Er schaute ins Leere, schrak zusammen, als ich ihn ansprach.

»Wo ist er hin?«
»Wer denn?«
»Der Kerl, der aus dem Fenster geklettert ist.«
»Durch den Eingang da.«
»Danke.«
Der Eingang oder die Tür stand offen. Sie war sehr schmal, gehörte zu einem Anbau, der früher einmal ein Stall gewesen sein mußte.
Ich rammte die Tür mit dem Fuß auf, schaute in ein graues, düsteres Licht, sah jedoch keinen Menschen, nur einen leeren Flur vor mir.
Ich lief ihn durch bis zu einer Haustür, riß diese ebenfalls auf und stand in einer schmalen Straße, die parallel zu der führte, in der wir unseren Rover abgestellt hatten.
Sie sah nicht anders aus, wirkte ausgestorben, als hätten die Bewohner hier gewußt, welches Drama sich in einem ihrer Häuser abgespielt hatte. Zeugen konnte ich suchen, und den Killer sah ich auch nicht.
Dafür hörte ich etwas.
Es war ein lautes röhrendes Geräusch, als würde ein Raubtier anfangen zu brüllen.
Nur war es ein Raubtier auf zwei Rädern, ein Motorrad, das aus einem Versteck hervorschoß.
Ich drehte mich um.
Den Kerl auf der Maschine konnte ich nicht erkennen. Er trug dicke Lederkleidung und einen schwarzen Helm mit heruntergeklappten Sichtvisier. Die Maschine war schnell, und der Typ wußte auch, mit wem er es zu tun hatte, denn er hielt auf mich zu.
Ich schoß nicht.
Ein gewaltiger Sprung katapultierte mich auf den schmalen Gehsteig. Mit dem Rücken krachte ich gegen die Hauswand, als der Fahrer in einer nahezu artistischen Art und Weise an mir vorbeiglitt, zuvor aber noch ein Messer gezogen hatte, es in der linken Hand hielt und sich damit zur Seite beugte.
Rasieren wollte er mich mit der Klinge sicherlich nicht, dafür aber töten. Ich rollte mich weiter über den Boden. Das Dröhnen der Maschine klang wie der Ruf eines Monsters in meinen Ohren.
Dann war der Fahrer vorbei und hatte mich unverletzt zurückgelassen.
Ich schaute ihm nach. Wie zum Hohn hatte er seinen linken Arm gehoben und winkte mit der Klinge.
Ich quälte mich wieder auf die Beine. Sollte ich darüber fluchen, daß er mir entwischt war?
Nein, ich hatte damit rechnen müssen. Aber ich konnte es einfach nicht über das Herz bringen, ihn mit einer Kugel zu stoppen. Wir würden an diesem Fall dranbleiben, dann würde mir auch dieser

Mann wieder über den Weg laufen.

Ein älterer Mann schaute neben mir aus dem Fenster. »Der hätte Sie beinahe erwischt.«

Ich schaute gegen das unrasierte Gesicht und nickte. »Ja, fast. Kennen Sie ihn?«

»Wieso?«

»Kam er hier aus der Gegend?«

»Schon möglich, aber in Helm und Montur…«

Ich verdrehte die Augen. »Können Sie sich wenigstens an die Maschine erinnern?«

Jetzt geriet er ins Staunen. »Sehen die Dinger nicht alle gleich aus? Zwei Räder und…«

»Schon gut – danke.« Ich winkte ab und ging denselben Weg zurück, den ich gekommen war. Sogar durch das Fenster kroch ich in die kleine Küche, teilte den Vorhang und sah, daß Suko noch immer an derselben Stelle hockte.

Nur hatte er die Frau auf eine der Matratzen gelegt. Als er meine Schritte hörte, drehte er den Kopf.

»Wie sieht es aus?«

»Stichwunden, John.«

»Wird sie überleben?«

»Ich denke schon. Sie sind alle nicht tief.« Suko erhob sich. »Es hört sich hart an, aber ich muß es so aussprechen. Die Wunden erinnern mich mehr an eine Folter.«

»Das kann sein.«

Ich schaute mir die Verletzte an. An den Wangen war sie zweimal von der Klinge getroffen worden, auch am Kinn. Die Beine und der Körper waren verschont worden. Dafür blutete sie aus einer Wunde am linken Handgelenk.

»Die Ambulanz wird kommen«, sagte Suko.

Ich hatte nichts anderes erwartet. »Mir ist der Kerl entwischt. Der floh auf einer Maschine.«

»Du hast nichts erkannt?«

»Nein, aber was sagt sie?« Ich schaute in das schmale Frauengesicht, das zuckte. Ab und zu drang ein leises Wimmern über die blassen Lippen. Die Augen bewegten sich.

»Sie heißt Angela Todd«, berichtete Suko, »und hat hier mit anderen Frauen in einer Wohngemeinschaft gelebt.«

»Wo sind die jetzt?«

»Weg.«

»Wo denn?«

»Keine Ahnung.«

»Kennst du den Grund des Angriffs?«

»Nein, der Typ kam plötzlich und attackierte sie sofort mit seinem

Messer.«
»Hat er nichts gesagt?«
»Das wollte ich sie fragen, als du gekommen bist.«
Ich ging zur Seite. Die Frau hatte sicherlich mehr Vertrauen zu Suko als zu mir. Sie erzählte uns mit flüsternder, stockender Stimme, daß der Fremde alle ermorden würde. Er wollte mit der Brut aufräumen.
»Wie kam er darauf, Angela?«
»Was meinen Sie?«
»Auf das Wort Brut. Das sagt man nicht so einfach…«
»Ich… ich habe keine Ahnung.«
»Lügen Sie nicht?«
»Warum…?«
»Bitte, Angela, es ist wichtig. Bei Ihnen wohnen doch auch Frauen, die einen Volvo fahren.«
»Ja.«
»Und sie transportierten eine Leiche.«
Angela zuckte zusammen. »Ich habe damit nichts zu tun. Ich weiß nicht, von welcher Leiche Sie reden.«
»Wir kennen den Namen der Frau auch nicht. Deshalb möchten wir von Ihnen wissen, wer hier mit Ihnen zusammenlebt.«
Sie zählte die Namen auf, die ich sehr gut behielt. Bei einem wurden wir stutzig.
»Francine Joy?« fragte ich, »die Erotik-Tante?«
»Genau die.«
»Wohnt die auch hier?«
»Manchmal«, flüsterte sie.
»Und warum?«
»Wir gehören alle zusammen. Sie ist unsere Anführerin. Sie weiß, wo es langgeht.«
»Also ist das mit der Brut…«
»Nein, ich…«
»Hat er vielleicht Hexenbrut gesagt?« Suko sprach die Vermutung schnell aus und schien ins Schwarze getroffen zu haben, denn Angela Todd zuckte zusammen.
Mein Freund drehte den Kopf, sah mein ernstes Gesicht und auch das Nicken. »Frag weiter.«
»Hexen also.«
Angela schüttelte den Kopf. »Nicht so, wie Sie denken.«
»Wie dann?«
»Bitte!« keuchte sie. »Lassen Sie mich in Ruhe! Ich will nicht mehr reden.«
»Sie müssen, Angela. Sie haben Glück gehabt. Ein irrer Killer ist unterwegs. Glauben Sie nur nicht, daß Sie die einzige sind, die sterben soll. Ich wette, daß er es auch mit anderen versuchen wird.«

»Verdammt, ich…«
»Reden Sie! Wo finden wir Ihre Freundinnen? Sie können deren Leben retten.«
»Die werden schon mit ihm fertig.«
Suko lachte scharf. »Mit einem Killer? Meinen Sie das wirklich, Angela? Daran kann ich einfach nicht glauben. Sie haben Glück gehabt, die anderen werden es kaum haben. Wenn dieser Mensch Amok läuft, ist alles zu spät, glauben Sie mir.«
»Was wollen Sie denn?«
»Mir sagen, verdammt, wo wir Francine und die anderen finden können. Oder wollen Sie Tote sehen?«
Angela Todd überlegte. Sie machte es sich schwer, das erkannten wir an ihrem Gesichtsausdruck und an den Bewegungen. Die Augen hielt sie weit offen, ihr Blick kreiste, der Mund zitterte…
»Reden Sie!« Suko drängte. Zudem wurde es Zeit, denn wir hörten das Jaulen der Sirene.
»Also gut!« hauchte sie, »also gut. Sie sind zu Leo Liberance gegangen.«
Den Namen kannten wir nicht. »Wer ist das?« fragte Suko.
»Ein Designer. Er nennt sich Sargdesigner und stellt Särge in neuen Formen und Farben her.«
Wir schauten uns an. Von einem derartigen Knaben hatten wir noch nie gehört.
»Stimmt das auch?«
»Ja.«
»Okay, wo finden wir ihn?«
Sie nannten uns die Adresse. »Mehr weiß ich nicht. Mehr weiß ich wirklich nicht.«
»Okay, wir werden fahren, machen Sie sich da mal keine Sorgen.«
Die Helfer betraten den Raum, schauten sich um, und wir machten Platz. Eine junge Ärztin untersuchte die Wunden. Ihr Nicken sah für uns beruhigend aus.
»Wissen Sie, wer das getan hat?« fragte sie uns.
»Nein«, erwiderte ich. »Aber wir werden den Kerl jagen, verlassen Sie sich darauf.«
»Ach, Sie sind von der Polizei.«
»So ist es.«
»Dann viel Glück.«
»Danke.«
Bevor wir gingen, verabschiedeten wir uns von Angela Todd, die nicht mehr reagierte, als sie angesprochen wurde. Starr schaute sie gegen die Decke, als gäbe es dort etwas Besonderes zu sehen. Sie trug ein grünes Wollkleid, das die Ärztin geöffnet hatte.
Ihre Haut war weiß.

Und genau zwischen den Ansätzen der Brüste schimmerte etwas Schwarzes in einer bestimmten Form.

Wir schauten genauer hin und erkannten ein schwarzes Fünfeck, ein Pentagramm – das Zeichen einer Hexe…

***

Der Killer jagte durch London!

Erregt, sauer, unzufrieden, weil ihn die beiden Kerle gestört hatten. Das sollte ihm nicht noch einmal passieren. Dabei hatte er sie schon fast gehabt.

Er lachte innerlich, als er an ihr Gesicht dachte, das nur mehr eine Maske der Angst gewesen war. Er würde es ihnen zeigen, den verdammten Hexen. Er würde sie fertigmachen, aufräumen mit der verfluchten, dreckigen Brut.

Wie ein Teufel hockte er auf seiner Maschine. Den Oberkörper vorgestreckt, die Lippen hinter dem Sichtvisier zu einem scharfen Grinsen verzogen. Er war da wie ein Geier auf Beutesuche.

Die große Stadt hatte ihn längst wieder aufgesaugt. In diesem manchmal unüberschaubaren Häusermeer fiel er nicht auf, da war er einfach einer unter vielen.

Obwohl er einen Sieg davongetragen hatte, fühlte er sich nicht so.

In seinem Innern kribbelte es. Die Hände in den Handschuhen klebten, weil sie schweißfeucht waren. Die Dinge, die er erlebt hatte, ließen sich nicht so einfach abschütteln, sie wühlten ihn auf, machten ihn fertig.

Eine Tote hatte er hinterlassen.

Verena Dobson, aufgehängt im Hyde Park. Auch wenn sie ihm viel bedeutet hatte, es hatte getan werden müssen, denn sie war dabei gewesen, den falschen Weg zu gehen.

Er hielt an. Die Gegend kannte er nicht. Sie gehörte nicht zu den schlechtesten. Die Menschen, die hier wohnten, gingen einer geregelten Arbeit nach. Das war das oft kritisierte, verfluchte oder hochgelobte normale Bürgertum.

Dazu hatten er und Verena auch mal gehört. Bis sie dann den falschen Weg gegangen war. Irgend jemand hatte ihr einen Floh ins Ohr gesetzt, sie regelrecht angebohrt, und dies war immer tiefer in ihr Bewußtsein hineingedrungen.

Bis zur völligen Abkehr…

Er bockte die Maschine auf. Wieder spürte der Mann, daß es ihn überkam. Der Haß war mit einem Wellenteppich zu vergleichen, der immer wieder auf ihn zuwallte und ihn intervallweise überschwemmte. Mal konnte er Luft holen, dann wieder tauchte er unter.

Es war Zufall, daß er nahe einer Kneipe gestoppt hatte. Einem

kleinen Pub, über dessen Tür eine Tannengirlande hing, die der Wind durchschüttelte.

Den dunklen Helm hielt er unter den Arm geklemmt, als er den Pub betrat.

Es war so gut wie nichts los. Der Wirt las eine Zeitung, schaute kurz auf und wartete, bis sich der Gast an die Theke gesetzt hatte, nach einem Telefon und dem entsprechenden Buch fragte.

»Wollen Sie auch was trinken?«

»Sicher. Ein Wasser.«

»Okay.«

Monty Dobson strich sein Haar zurück. Es war dünn und wuchs strähnenartig auf seinem Kopf. Durch den Helm hatte es noch mehr an Fasson verloren.

Monty Dobson gehörte zwar nicht zu den Albinos, weit davon entfernt war er aber nicht. Die blassen Augen zeigten einen roten Rand, auch die Haut zeigte niemals eine gewisse Urlaubsbräune.

Dobson gehörte zu den unauffälligen Typen. Nur manchmal verriet sein unsteter Blick, daß in seinem Innern eine Hölle kochte.

Er trank sein Wasser, schaute in das Buch, dessen Seiten er langsam aufschlug, dachte nach und zog seine Lippen zu einem Lächeln in die Breite.

Okay, die beiden Typen waren gekommen und hatten ihn daran gehindert, das zu erledigen, was hatte sein müssen, aber es war ihm trotzdem gelungen, das Hexenweib zum Reden zu bringen. Wenigstens teilweise hatte sie einiges von sich gegeben, und er hatte sehr genau zugehört sowie alles behalten.

Zwei Namen waren sehr wichtig gewesen.

Einmal der einer Frau. Sie hieß Francine. Dann der eines Mannes.

Von ihm wußte er den Familiennamen.

Liberance!

Der Name war ihm neu gewesen. Er würde deshalb in dem Buch nachschauen.

Da stand nicht nur Liberance, dieser Mensch hatte noch seinen Beruf eintragen lassen.

Er war Designer!

Monty Dobson überlegte. Bisher war er mit dieser Berufsgruppe noch nie zusammengekommen. Unter einem Designer konnte er sich speziell nichts vorstellen. Für ihn war er so etwas wie ein Erfinder, der Dinge erfand, die keiner brauchte und sie für teures Geld verkaufte.

Den Namen, die Anschrift und die Nummer schrieb er auf einen Zettel. Der Wirt nahm keine Notiz von ihm. Er unterhielt sich mit einem anderen Gast über Pferdewetten.

Monty trank, legte das Buch zur Seite und fing an zu wählen, beobachtet aus den Augenwinkeln des Wirts. Besetzt war die Nummer

nicht, es läutete einige Male durch, aber es hob niemand ab. Das konnte natürlich einiges bedeuten. Entweder war der Mann nicht zu Hause oder er hob bewußt nicht ab.

Monty versuchte es nach fünf Minuten noch einmal. So lange benötigte er, um das Glas zu leeren.

Abermals hatte er Pech!

»Klappt's nicht?«

»Nein.«

Der Wirt hob die Schultern. »Wollen Sie noch einen Schluck?«

Auch wenn Monty noch fahren mußte, er entschied sich für einen Brandy. Den brauchte er jetzt einfach.

»Okay, mach' ich Ihnen.«

Monty nickte, als er das Glas umfaßte. Mit gewölkter Stirn schaute er ins Leere. Er schluckte das scharfe Zeug hinunter, schüttelte sich und bestellte den zweiten.

»Zahlen«, fügte er gleichzeitig hinzu.

Er bekam den Preis gesagt und beglich die Rechung. Für einen Moment trommelte er mit den Fingerspitzen auf der Kappe seines Helms, bevor er ihn in die Hand nahm, vom Hocker rutschte und ging.

Er ließ sich Zeit, schlenderte zur Tür, spürte den scharfen Wind in seinem Gesicht und dachte daran, daß er an diesem Tag noch alles klarmachen wollte.

Leo Liberance!

Den Namen hatte er nie zuvor gehört. Sein Instinkt allerdings sagte ihm, daß er eine sehr große Rolle spielte. Es war wichtig, sich näher mit dem Designer zu beschäftigen.

Er lebte etwas außerhalb der großen Innenstadt. Eine halbe Stunde würde er mindestens zu fahren haben.

Dabei stand nicht fest, ob er der erste bei ihm war. Angela Todd war nicht gestorben, bestimmt hatten die Kerle mit ihr geredet. Er konnte sich gut vorstellen, daß es Bullen waren, und auch die würden die Spur aufnehmen.

Es kam darauf an, wer schneller war.

Monty hätte noch einen Rückzieher machen können. Daß er es nicht tat, zeugte davon, wie sehr er von seiner Aufgabe gefesselt war. Sie war für ihn zu einem Lebensmotor geworden, sie sorgte für die Power, und er würde voll darauf abfahren.

Als er startete und der Sound über Straße und Gehsteig dröhnte, schaute ihm der Wirt kopfschüttelnd aus dem Fenster hinterher.

»Ein seltsamer Kauz«, murmelte der Mann.

»Was sagst du?« fragte der Gast.

Der Mann winkte ab. »Nichts, mein Lieber, gar nichts. Ich habe nur mit mir selbst gesprochen.«

»Dann ist es gut.«

Monty jagte davon. Diese Riesenstadt London lag zwar nicht als imaginärer Stadtplan ausgebreitet vor seinem geistigen Auge, doch er wußte, wie er in die Gegend kam. Wenn er sich einmal dort befand, würde er weitersehen.

Monty Dobson fuhr. Obwohl er auf den Verkehr achtete, drehten sich seine Gedanken um das Geschehen. Hinter dem Sichtvisier hatte er die Lippen hart zusammengekniffen. Auch seine blassen Augen zeigten jetzt einen bösen Ausdruck. In den Pupillen lag die Kälte von Gletschereis. Seine Wangen bewegten sich, als würde er auf einem Gummi kauen. Die Landschaft huschte nur so an ihm vorbei.

Die Häuser waren weniger geworden. Freiflächen, oft mit Büschen oder Bäumen bewachsen, lockerten die Gegend auf. Der Wind blies gegen ihn, er trieb auch die Wolken vor sich her.

Lebte dieser Leo in einer Wohnung oder in einem Haus? Diese Frage hatte sich Monty oft genug gestellt. Er drückte sich selbst die Daumen, daß es ein nicht bewachtes Haus war. Er tötete nicht gern Tiere, und elektronische Fallen waren verdammt heimtückisch.

Es war nicht einfach, die Adresse zu finden. Eine schmale Straße, die schnell breiter wurde, Platz für tiefe Vorgärten ließ, in denen sich einige Häuser versteckten.

Wie sah der Bau eines Designers aus?

Monty stellte sich ein Haus in verrückten Farben und Formen vor, mußte sich dann überrascht eingestehen, daß Leo Liberance völlig normal lebte, jedenfalls sah sein Haus so aus. Ein schon älterer Kasten, der außen Patina angesetzt hatte.

Monty fuhr daran vorbei. Nicht zu schnell, nicht zu langsam. Wer aus dem Fenster schaute, hätte ihn zwar sehen, aber keinesfalls erkennen können.

Auch Monty hatte nichts Verdächtiges gesehen, vor allen Dingen keinen Hinweis auf den Besitzer bekommen. Das Haus sah irgendwie unbewohnt aus. Daran glaubte er jedoch nicht.

Monty hielt nach einem Platz Ausschau, wo er seine Maschine abstellen und sie nicht sofort entdeckt werden konnte. Lange brauchte er nicht zu suchen. Er fand sie neben einem kleinen Biotop, das wohl Kinder angelegt hatten, denn an verschiedenen Stellen steckten kleine, bunte Fahnen mit Sprüchen darauf.

Daß er einige Pflanzen zertrampelte, störte ihn nicht. Hauptsache, der Zweck heiligte die Mittel.

Vorsichtig ging er zurück. Er schaffte es, sich in Deckung zu halten. Auch wenn der Wind mit dem Strauchwerk spielte, es wuchs hoch genug, um Monty Schutz zu geben.

Vor ihm wuchs das Haus hoch. Altes Mauerwerk, gezeichnete Fassaden, die einen leicht grünlichen Schimmer bekommen hatten, als hätte jemand mit Pflanzensirup darüber hinweggestrichen. Es war die

Wetterseite, auf die er schaute.
Aber er sah noch mehr. Eine Außentreppe führte zu einem Keller.
Und den besaßen nur wenige Häuser hier in London.
Er lächelte kantig, als er vorhuschte und mit wenigen Sprüngen die Außentreppe erreicht hatte. Trocken sahen die Stufen nicht aus.
Auf ihnen wuchs Moos. Er lächelte, als er die Fußabdrücke auf dem weichen Zeug entdeckte. Leider konnte er nicht erkennen, ob sie zu Männer- oder Frauenfüßen gehörten.
Egal, er mußte weiter.
Vor der Bohlentür blieb er stehen. Sie war verschlossen. Das Schloß allerdings sah primitiv aus. Er hätte es öffnen können, was er aber auch nicht wollte, denn da gab es noch eine andere Möglichkeit, um die Tür aufzubekommen.
Als er mit den Fingern der rechten Hand den Messergriff umfaßte, glitt ein kaltes Lächeln über seine Lippen. Plötzlich verwandelten sich seine Augen wieder in Eis, er spürte sein Blut, es schien aufgeheizt worden zu sein.
Das Messer besaß eine breite und unverschämt lange Klinge. Ein teuflisches Mordinstrument, das er jetzt allerdings für eine andere Sache einsetzte.
Er wollte die Tür damit öffnen und schob die Klinge in den Spalt.
Es kostete ihn einige Mühe, bis er es geschafft hatte, dann aber konnte er das Messer als Hebel benutzen.
Das Holz bewegte sich, es knirschte; er hörte das Knacken, dann war es geschafft.
Die Tür sprang nicht auf, er mußte sie vorsichtig aufdrücken und half mit dem rechten Fuß nach.
Dann konnte er in den Raum hineinschleichen. Sehr leise und auch sehr vorsichtig drückte er sich nach innen.
Augenblicklich fiel ihm der ungewöhnliche Geruch auf. Was es genau war, wußte er nicht, dieser Geruch jedenfalls war ihm sehr fremd. Es roch nach Wachs, nach alten Kerzen, nach irgendwelchen Gewürzen, die verbrannt worden waren.
Monty war nur für einen Moment irritiert. Dann dachte er an die Hintergründe des Falls und nickte, als wollte er seine eigenen Gedanken selbst bestätigen.
Die Tür schloß er so weit wie möglich wieder. Nur mehr ein schmaler Lichtspalt drang in den düsteren Kellerraum. Der besaß zwar ein Fenster, aber es war nicht mehr als ein Schlitz dicht unter der schmutzigen Decke.
Als Lagerraum diente dieses düstere Verlies nicht. Eher als alte Waschküche, denn die entsprechenden Bottiche waren vorhanden.
An ihnen klebten die Spinnweben.
Den Keller eines Designers hatte er sich auch anders vorgestellt, aber

dieser Raum war sicherlich nicht alles, davon ging Monty aus.

Er huschte weiter.

Die Tür konnte er einfach nicht übersehen. Sie sah ziemlich neu aus. Er hoffte, sie nicht verschlossen zu finden, drückte die Klinke, hatte Glück und zog die Tür auf.

Da hörte er die Geräusche.

Monty Dobson gehörte zu den abgebrühten Typen. Was er hier aber zu hören bekam, ließ selbst ihm eine Gänsehaut über den Rücken fließen…

***

Es war schade, Leo hatte es auch bedauert, aber es hatte kein Weg daran vorbeigeführt.

Er hatte sein Opfer aus dem Sarg nehmen und auf die Erde legen müssen, die speziell präpariert worden war.

Mit heller Kreide war der Kreis auf den Boden gemalt worden. Ein ziemlich großer Kreis, in dessen Mitte ein Mensch mit ausgestreckten Armen und Beinen liegen konnte, ohne jeweils die aufgezeichneten Stelle zu berühren. Um die richtige Atmosphäre zu schaffen, waren Fackeln aufgestellt worden. Sie standen auf dem Rand des Kreises und gaben ihr flackerndes Licht ab. Gespenstisch wirkte es.

Eigentlich waren es mehr Kerzen mit besonders langen und breiten Dochten, die ihr Licht in verschiedene Richtungen schickten und die auch den nackten Körper des Reporters nicht verfehlten. Dadurch sah der reglose Mensch aus, als würde sich manchmal nur seine Haut bewegen. Er hielt die Augen geschlossen, sah aus wie tot, war es aber nicht, denn mit Leichen konnten die Hexen nichts anfangen.

Sie brauchten lebendes Fleisch, wie sie es nannten. Sie wollten ihre Ziele ohne Leichen erreichen, nur mit den alten Ritualen, den Sprüchen und dem Blut.

Die drei Frauen hatten sich zurückgezogen und Leo allein im Keller gelassen. Später würden sie kommen, denn sie mußten sich innerlich auf die Beschwörung vorbereiten.

Sie hatten Leo nicht genau erklärt, was sie vorhatten. Er wußte nur, daß sich die Kräfte der Natur öffnen sollten, um über die Menschen zu kommen, die es gut mit ihnen meinten.

Für Leo war das noch alles sehr fremd. Er hatte sich bisher nicht mit diesem Komplex beschäftigt, er war nur von ihnen eingeladen worden und wurde auch nicht direkt als Mann angesehen, sondern mehr als ein Neutrum, was Leo nichts ausmachte.

Allerdings störte ihn die Umgebung etwas. Es mochte am Licht liegen, das nicht nur den Kreis ausfüllte, es zuckte auch in die jenseitige Richtung und damit natürlich über die Särge, deren Farben eigentlich unter dem anderen Licht zusammenschrumpften,

verblaßten und beinahe verschwanden.

Durch das unruhige Flackern sahen die Särge aus, als würden sie in Bewegung geraten und würden irgendwann damit beginnen, einfach wegzuhuschen.

Aber sie blieben stehen und gaben diesem unheimlichen Kellerraum eine Atmosphäre, die aus einer fremden Welt stammte. Das Licht war gelöscht worden, so daß die Treppe im Dunkeln verschwand.

Von der Treppe her meldete sich eine Stimme. Dort stand Francine Joy, die den Zurückgebliebenen ansprach. Als Leo die ersten Worte hörte, schrak er zusammen.

Die Joy lachte. »Was hast du, mein Junge?«

»Ich… ich hatte dich nicht gesehen – sorry.«

»Du wirst mich auch nicht sehen. Es dauert noch etwas, da wir meditieren müssen, aber ich möchte dich bitten, uns zu helfen. Du sollst so etwas wie ein Diener sein.«

»Sicher, sicher. Was soll ich tun?« Er nickte, schaute gegen die Treppe, ohne allerdings die Frau erkennen zu können. Selbst ihren Schatten sah er nicht, dazu war es einfach zu dunkel.

»Ich möchte, daß du einen Recorder anstellst. Du findest ihn neben der Tür. Er ist angeschlossen, und wir haben ihn dort hingestellt, denn wir brauchen eine bestimmte Musik.«

»Welche denn?« fragte er flüsternd.

»Das wirst du schon hören.«

Leo nickte. »Also gut, ja, ich werde es tun. Ich werde die Musik anstellen.« Er sprach mit sich selbst, als würde er zu einem Fremden reden.

»Danke.« Die Joy verschwand. Leo lauschte ihren Tritten nach und hatte das Gefühl, als würden diese allmählich in der Unendlichkeit verklingen oder so, als hätte sie eine andere Welt betreten, deren Grenze für normale, menschliche Augen unsichtbar war.

Seltsam war dies, sehr seltsam…

Jetzt aber zählte zunächst einmal der Recorder. Wo er stand, das wußte Leo genau. Er sah den eckigen Gegenstand neben der Tür, bückte sich und fand mit zielsicherem Griff die Taste, um ihn einzustellen. Als er sich in die Höhe drückte, hörte er noch nichts. Sekunden später aber klangen ihm die ersten Töne entgegen.

Töne?

Leo Liberance gehörte zu den Menschen, die einer modernen Musik Verständnis entgegenbrachten. Was er jetzt allerdings vernahm, hatte damit nichts zu tun.

Das war einfach furchtbar, grauenhaft, denn Musik, auch wenn es eine moderne war, hörte sich einfach anders an. Hier erlebte er den nackten Terror, er hörte eine Botschaft aus den schrillen, von Schreien untermalten Klängen hervor, die nichts mit der zu tun hatte, die es auf

der normalen Welt war.
Das hier war einfach schlimm!
Seine Augen hatten sich geweitet, in den Ohren hinterließ die Musik einen kaum nachvollziehbaren Schmerz. Das war ein Kreischen und Schreien. Die Echos durchhämmerten seinen Kopf, als wollten sie die Schädeldecke sprengen.
Er spürte in seinen Augen die Tränen und wußte nicht, weshalb er plötzlich weinen mußte.
Die Musik kreischte, sie heulte, sie erfüllte den Kellerraum, als würde er nur ihr gehören.
Das war keine Musik, die ein normaler Mensch komponierte. Das war ein Gekreische aus der tiefsten Hölle oder aus anderen schrecklichen Reichen, in die er keinen Einblick hatte.
Leo hielt sich beide Ohren zu. Er sah den Recorder plötzlich als ein Ding der Hölle an, er wollte weg von ihm und schritt mit kleinen Schritten zurück, noch immer beide Hände auf die Ohren gepreßt.
Sein Gesicht hatte sich verzerrt. Am liebsten hätte er das Gerät wieder abgestellt, das traute er sich nicht, denn ihm war klargeworden, daß er sich als Gefangener in seinem eigenen Haus ansehen mußte.
Ja, so und nicht anders war es.
Er hatte die Kontrolle darüber verloren, und andere hatten sie verdammt noch mal bekommen.
Lintock rührte sich nicht. Nackt lag er im vom Flackerschein erfüllten Innenraum des Kreises. Die Hypnose hielt an, und es lag in den Kräften der Hexen, wann sie ihn wieder zum Leben erwecken würden.
Leo blieb neben einem seiner Särge stehen. Auch sie – seine »Kinder« widerten ihn plötzlich an. Er mochte sie nicht mehr, er wollte nichts mehr mit dem zu tun haben, was sich mit Tod und Leichen beschäftigte. Er haßte einfach alles.
Aber er schaute auf die Tür.
Und plötzlich spürte er auf seinem Gesicht das Brennen. Ihm war, als hätte jemand Säure gegen die Haut geträufelt, denn an der verdammten Tür tat sich etwas.
Sie wurde geöffnet.
Eine der Hexen war es sicherlich nicht. Er glaubte auch nicht an eine Freundin dieser ungewöhnlichen Frauen. Wer auf diese Art und Weise ein Haus betrat, mußte einfach fremd sein.
In seinem Magen lag ein selten erlebter Druck. Die Lippen fühlten sich rauh an, noch konnte er den ungewöhnlichen Eindringling nicht sehen. Er hielt sich hinter der Tür versteckt.
Er mußte durch die alte Waschküche gekommen sein und zuvor die Außentreppe genommen haben.
Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Alles war genau

vorprogrammiert, er selbst hatte die verdammte Treppe anlegen lassen, zu seinem Schaden, wie sich nun herausstellte.

Wer war der Fremde?

Leo wußte, daß es nichts brachte, wenn er stehenblieb und wartete. Er mußte nachschauen.

Es kostete ihn eine ungeheure Überwindung, sich der Tür zu nähern, die so weit offenstand, daß sich auch ein Mensch durch den Spalt zwängen konnte.

Nur hatte er bisher niemanden gesehen – oder befand sich der Eindringling bereits in seinem Arbeitsraum?

Der Gedanke kam ihm, als er noch einen Schritt von der Tür entfernt stand.

Die aber machte sich plötzlich selbständig. Jedenfalls sah es für ihn so aus, als sie vor seiner Nase wieder zurückschwang und mit einem leisen Klacken zufiel.

Er begriff – es war zu spät.

Dobson hatte hinter der Tür, an der Wand und damit im toten Winkel gelauert.

Für Leo sichtbar geworden, als wäre er mitten aus der Schattenwelt der Hölle gestiegen.

Er war auch kaum mehr als ein Schatten, bis auf einen kleinen, aber entscheidenden Unterschied.

In der rechten Hand hielt er das Messer mit der langen, breiten Klinge, dessen Spitze nach oben und genau gegen das Kinn Monty Dobson wies…

***

Leo glaubte zu zerfließen. Es lag am Schock, der allerdings schnell vorbei war und von einem Fieberschauer abgelöst wurde, der von seinen Füßen hoch bis unter die Schädeldecke raste. Die Hitze breitete sich so schnell aus, das ihn der Eindruck überkam, sein Blut würde erstarren.

Sprechen konnte er nicht. Dabei lagen ihm zahlreiche Fragen auf der Zunge. Eine nur würgte er hervor und erkannte sich selbst kaum wieder. »Wer… wer sind Sie?«

»Dein Mörder!«

Trotz der Angst gelang es Leo, über seine Situation nachzudenken.

Er erinnerte sich daran, daß Verena tot war. Man hatte sie erhängt im Hyde Park gefunden. Keine der Frauen kannte den Mörder. Der Tod dieser Person war allen ein Rätsel gewesen. Dennoch mußte es ein Motiv und natürlich auch einen Mörder gegeben haben.

War dieser Mann der Killer?

»Du…!« keuchte Leo, »du hast es getan, verdammt noch mal. Du bist es gewesen …«

»Was soll ich gewesen sein?«
»Aufgehängt.« Er zitterte beim Sprechen und bewegte den Mund bei den nächsten Worten sehr langsam. »Du hast sie aufgehängt, verflucht. Ja, du hast sie erhängt.«
Monty grinste kalt und schwieg. Nur sein Messer bewegte er. Die Klinge kippte nach vorn, sie wies mit der Spitze auf den Sargdesigner. »Tatsächlich?« höhnte er. »Woher weißt du das denn? Los, woher weißt du das?«
Leo schluckte. Er fürchtete sich davor, zuviel gesagt zu haben. Er schielte auf den Kreis, wo sich das Licht der Kerzenfackeln unruhig bewegte.
»Bekomme ich keine Antwort?«
Leo schüttelte den Kopf.
»Das ist schlecht, mein Freund, sehr schlecht.« Die Augen des Killers zeigten einen starren Glanz. In den Pupillen lauerte das Böse, ein Abdruck der Hölle. »Weißt du, daß ich Menschen hasse, die den Mund nicht aufmachen wollen?«
Liberance hatte die Worte zwar verstanden, allein, er dachte in eine andere Richtung. Seine Gedanken kreisten um die Frauen. Sie hielten sich für etwas Besseres, sie waren stärker als die meisten Menschen, vor allen Dingen stärker als die Männer.
Aber jetzt waren sie nicht da!
Schreien? Sollte er schreien? Er spielte mit dem Gedanken, aber da war die verdammte Klinge, die ihm vorkam wie ein Spiegel, in dem sich seine Gedanken fingen, um anschließend weitertransportiert zu werden. Zu ihm, dem Killer.
»Nein, Leo Liberance?«
»Geh wieder weg, verdammt! Hau ab, du hast hier nichts zu suchen, Mörder! Geh weg!«
Monty lachte nur und wechselte das Thema. »Schöne Särge hast du hier, Leo. Wirklich sehr schön. Sie gefallen mir, ja, sie gefallen mir gut. Originell, mal weg von dem üblichen Mist. Es macht richtig Spaß, in einem der farbigen Särge begraben zu werden. Macht es Spaß, mein Lieber? Macht es tatsächlich Spaß?«
»Weiß nicht…«
»Macht es Spaß?« schrie er.
Leo schrak zusammen. Der Typ vor ihm war verrückt. Sie waren hier alle irgendwie verrückt, aber der Kerl da übertrieb es. Der drehte durch, und er war gefährlich.
»Antworte!«
»Ich… ich weiß es doch nicht.« Leo lief rückwärts und hätte beinahe zwei Kerzen umgestoßen. So aber glitt das Licht als Schattentanz an seinem Körper hoch.
Der andere sprang vor. Er war schnell, packte zu und drückte Leos

Schulter. Das Leder seiner Jacke knarrte bei jeder Bewegung. Den Helm hatte er in der Waschküche zurückgelassen, die Augen wirkten wie Punkte, die hypnotisieren wollten. Das Messer befand sich plötzlich an der Kehle des Mannes.

»Du wirst es ausprobieren!« flüsterte er. »Verdammt noch mal, du wirst es ausprobieren. Du hast die Särge erschaffen, du wirst dich in einen von ihnen hineinlegen und mir dann sagen, wie es ist, in diesen Totenkisten zu liegen. Hast du gehört?«

»Ja… ja, ich … ich …«

Monty bewegte die Klinge. Sie schnitt nicht in die Haut am Hals, aber sie schabte über sie hinweg und dieser kalte Streifen war für Leo ein Hauch des Todes.

Er dachte verzweifelt darüber nach, wie er dieser verfluchten Falle entrinnen konnte, es gab einfach keine Chance für ihn. Er steckte fest und würde nicht davon wegkommen.

»Nun…?«

»Was ist los? Warum willst du mich…?«

Monty kantete die Klinge. Blut spritzte!

Liberance spürte den Schmerz. Er jagte wie ein böser Stich quer durch den Hals und dann hinein in den Kopf. Es war einfach grauenhaft, er raubte ihm die Luft, er…

Monty lachte nur. Er genoß seinen Auftritt. Mit Verena hatten sie auch keine Gnade gekannt und sie in ihren verfluchten Hexenwahn hineingezogen. Er war gekommen, um sie zu befreien. Er war der Hexenjäger. Er war so wie die Töter der Inquisition aus dem Mittelalter. In der letzten Zeit hatte er viel über sie gelesen und war durch diese Literatur zu einem Fanatiker geworden.

Das Blut rann an Leos Anzug entlang. Es tropfte auch auf den Boden, wo es Flecken hinterließ, die den Killer nicht störten. Er wollte nur seine Rache.

»Da, er ist offen. Dieser wunderschöne Sarg ist nicht verschlossen. Du kannst hineinsteigen, mein Freund. Geh hinein und probiere ihn aus. Ich warte nicht mehr lange.«

Fieberschauer durchschüttelten ihn. Leo kam sich vor wie ein Tier, das genau wußte, was seine Stunde geschlagen hatte. Er glaubte nicht mehr daran, daß er noch mehr als eine Minute zu leben hatte.

Das alles würde schrecklich ins Auge gehen. Er konnte doch kein Blut sehen, ihm wurde übel, doch der Faustschlag in seinen Rücken trieb ihn voran. Er zeigte ihm, daß der Mann nicht gewillt war, ihm auch nur die kleinste Chance zu geben.

Leo Liberance merkte kaum, daß er in die gestylte Totenkiste kletterte. Er fühlte sich dieser Welt nicht mehr zugehörig. Einmal fiel sein Blick noch in die Höhe.

Da kam ihm die Decke des Kellerraumes vor wie ein fremder

Himmel, über den die Schatten zuckten, ein Spiel aus huschenden Reflexen und dunklen Flecken tanzten und ihm einen ersten Gruß aus dem vor ihm liegenden Totenreich sandten.

In den Sarg sollte er steigen.

Er kippte hinein, fiel auf die Seide, faßte selbst in seine Kleidung, wo er die Nässe spürte, die das Blut hinterlassen hatte. Als er die Hände zurückzog und auf die Flächen schaute, waren sie von einem roten Schleim überzogen.

»Auf den Rücken mit dir!« flüsterte der Killer. Er stand dicht am Sarg und schaute über den Rand.

»J… ja … ja …« Leo wollte alles tun, was dieser verfluchte Irre verlangte. Und sein Leben mußte er behalten, darauf kam es ihm an.

Vielleicht bluffte der Kerl auch nur. Das war so ein Irrer, der nur dann Befriedigung erlangen konnte, wenn andere in bestimmte Situationen gerieten und gequält wurden.

Der Designer drehte sich. Die Schmerzen am Hals spürte er kaum.

Er schaffte es, den Kopf dabei so schräg zu halten, daß sein Blick gegen den Sargrand fiel und er darüber das grausamkalte Gesicht seines zukünftigen Mörders erkennen konnte.

In den Augen des Eindringlings lag das blanke Eis. Erbarmen gab es nicht. Dobson fühlte sich als Rächer, in seiner Psyche hatte es einen starken Riß gegeben. Er wollte Tote sehen, nur dann konnte er mit seiner Existenz zufrieden sein.

Und dann kroch die Klinge über den Rand. Bisher hatte Leo nur das Gesicht gesehen. Die Klinge aber war wie eine furchtbare, kalte, starre Schlange, die sich allerdings blitzartig in ein tödliches Instrument verwandeln konnte.

Der Designer lag im Sarg, er kam nicht weg, konnte sich kaum bewegen, denn gewisse Maße hatte er auch als Künstler einhalten müssen. Auf den Friedhöfen gab es nur einen begrenzten Platz. Darauf mußte auch der Sargdesigner Rücksichten nehmen.

Fassen konnte Leo es noch immer nicht. »Du… du … willst mich doch nicht wirklich …«, das Wort töten sprach er nicht mehr aus, weil seine Stimme versagte. Er hatte die Arme etwas vorgestreckt, die Finger gespreizt, so daß er durch die Lücken schauen konnte.

Monty nickte nur. »Und ob ich es tun werde«, erwiderte er zischend. »Und ob…«

»Nein, das ist…«

»Kennst du den Film ›Psycho‹?« fragte Monty.

»Ja, aber was soll das?«

»Erinnere dich an die Szene in der Dusche. Denke genau darüber nach. Da kam der Mann mit dem Messer…« Monty Dobson flüsterte, seine Augen hatten dabei an Größe gewonnen. »Er schlich heran, er war nicht zu hören, die Dusche rauschte zu sehr. Dann stach er zu.

Immer und immer wieder. Brutal rammte er die Klinge nach unten!«

»Du bist doch nicht…«

»Ich bin es!« kreischte Monty.

Er dachte an den Film, er stieß zu. Immer und immer wieder. Nur war der Sarg keine Dusche und besaß auch keinen Abfluß, in dem das Blut verschwinden konnte…

***

Francine war nackt, Laura und Mona ebenfalls!

Sie wußten, daß ihr Ritual begann, sie kannten genau die Zeiten und wußten auch, wie lange Lintock in seiner Bewußtlosigkeit innerhalb des Kreises liegen würde.

Noch mußten sie die Vorbereitungen treffen, um das Ritual durchführen zu können.

Sie hatten gebadet, ihre Körper von außen gereinigt und sich dann mit duftenden Ölen und Salben gegenseitig eingerieben. Waren bei den modernen Frauen Kurzhaarschnitte angesagt, so zählte das bei den Hexen nicht mehr. Sie kehrten zurück in die alten Traditionen, wo Hexen ihre Haare noch wallen und fließen ließen, damit sie bei manchen aussehen konnten wie erstarrte, dünne Flammen, die den Kopf umspielten.

Francine Joy bewegte sich mit der Grazie einer Tänzerin. Sie hatte das lange Haar wild und buschig zur Seite gekämmt, damit ihr Gesicht eingerahmt werden konnte. Sehr deutlich traten die Augen hervor. Ein besonderes Wasser sorgte für einen bestimmten Glanz in den Pupillen und vergrößerte sie auch. Lidschatten bildeten hauchdünne Striche, die sich irgendwann am Beginn der Wangen verliefen. Die gerade Nase, die vollen Lippen, über allem die dunklen Augenbrauen, das gab dem Gesicht etwas Maskenhaftes und dennoch Faszinierendes. Eine schmale Goldkette umschlang die Hüfte. Eine ähnliche Kette hing auch um ihren Hals. An ihrem Ende baumelte ein kleines Kreuz aus einem schwarzen Material, das aussah, wie verbrannte Streichhölzer, die zusammengesteckt waren und trotzdem an den Enden auseinanderfächerten.

Noch hatten die drei Frauen ihre Vorbereitungen nicht beendet.

Sie schauten einander an und lächelten sich zu. Ihre Augen glänzten, die Münder zeigten ein feines, irgendwo hexenhaftes Lächeln, und die Augenbrauen zeichneten sich auf der Haut ab wie gezeichnete Bögen.

Francine Joy stand neben einem schmalen Tisch, auf dessen Platte mehrere Ringe lagen. Mit sehr genußvoll wirkenden Bewegungen streifte sie den Schmuck über ihre verschiedenen Finger.

Sie dachte auch dabei an ihre Sendung. Eigentlich hätte sie so wie sie jetzt war, auftreten müssen, um ihre Zuschauer noch mehr aufzuheizen. Dann wäre sie wohl gefeuert worden, denn noch

brauchte sie das Geld. Später, wenn ihr einmal der große Wurf gelungen war, würde alles anders aussehen, das stand fest.

Auf jedem Finger steckte ein Ring. Und jeder besaß eine andere Bedeutung, was auch die Motive aussagten, die in das Metall eingraviert worden waren.

Einmal waren es zwei kleine Augen, dann wiederum ein starres Gesicht oder ein Pentagramm. Aber auch der Umriß der Sonne schimmerte durch, denn die Sonne und die Erde, eingraviert als Kugel auf die Oberfläche eines Rings, waren beide weiblich.

Das war das wichtigste in ihrem Leben. Das weibliche, das all die Jahrhunderte verschüttet gewesen war und jetzt eine Renaissance erleben sollte. Sie wollten sich nicht mehr knechten lassen, denn aus dem weiblichen Schoß – der Erde – war schließlich das Leben gekommen und kam es noch immer.

Francine wußte Bescheid. Es gab Kräfte, die im Hintergrund lauerten und die angeführt wurden von einer geheimnisvollen Person, der Urmutter, der ersten Hure des Himmels, wie sie selbst in der Bibel genannt worden war, und die einen bestimmten Namen besaß, der bei den modernen Hexen von Mund zu Mund ging.

Lilith!

Sie war die Person im Hintergrund, die Frau aller Frauen, die Große Mutter, die Urkraft.

Ja, sie besaß viele Namen, sehr viele sogar, und darüber freuten sich Francine und ihre Freundinnen.

Die drei Frauen hielten sehr viel von einer bestimmten Beleuchtung. Sie sollte nicht zu stark sein, sie mußte gedämpfte Inseln bilden und durfte den Raum, in dem sie sich befanden, nur an bestimmten Stellen ausleuchten. So war es auch hier.

Wenn sie sich bewegten, dann von einer Lichtquelle zur anderen, ansonsten verschwanden sie im Grau der Dunkelheit. Die Gesichter der beiden anderen Frauen sahen aus wie weiche Formen, die einfach in der Luft standen, und Francine lächelte den Freundinnen zu, als sie sich nackt umdrehte, mit den Händen über ihre Körper strich und dabei die weiblichen Merkmale betont stark nachzeichnete.

»Geht es euch gut?« fragte sie leise.

Die Frauen hoben die Schultern.

Francine merkte, daß etwas nicht stimmte. »Was ist los? Habt ihr euch irgendwo…?«

»Es ist alles so anders.«

»Wie anders, Laura?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Ich muß immer an Verena denken, die wir im Park gefunden haben. Wer hat sie getötet? Wer hat sie auf so schändliche Art und Weise dort aufgehängt?«

»Ich kann es dir nicht sagen.«

»Ein Wahnsinniger war es. Das sollen wir zumindest annehmen…«
»Aber…?«
Jetzt sprach Mona Slater. »Sehr richtig, Francine. Du hast aber gesagt. Ich glaube nicht, daß es ein Wahnsinniger gewesen ist. Dahinter steckt Methode. Er hat mit Verena den Anfang gemacht, andere aber werden bestimmt folgen.«
»Du meinst uns damit?«
»Das befürchte ich.«
Francine legte ihre Stirn in Falten. »Ich weiß es nicht, ich kann es dir nicht sagen, aber ich will es auch nicht abstreiten. Es ist alles sehr kompliziert, meine Freundinnen. Auch was hier so einfach aussieht, sollten wir nicht als Geschenk hinnehmen und daran denken, daß alles von uns erkämpft worden ist.«
»Wir begreifen dich nicht.«
Francine lachte leise. »Das ist auch nicht nötig. Ich finde, daß wir lange genug theoretisiert haben. Wir sollten uns darauf konzentrieren, etwas anderes zu tun.«
»Und was, bitte?«
Francine strich leicht über Lauras Wange. »Weißt du es wirklich nicht? Der Weg zu Lilith muß gefunden werden. Das schaffen wir nur über ihn, diesen Lintock.«
»Dann willst du ihn opfern?«
»Hatten wir uns das nicht vorgenommen?«
Laura schaute auf Mona. Von ihr bekam sie keine Unterstützung.
»Doch«, sagte sie. »Doch, ich weiß Bescheid. Ja, das hatten wir uns vorgenommen, sorry. Aber jetzt, wo es soweit ist, da spüre ich plötzlich den Schauer der Furcht, weil alles so fremd ist. Bisher haben wir nur geübt, aber jetzt wird es wohl ernst.«
»Darauf kannst du dich verlassen.«
»Und wie soll es genau weitergehen?«
»Laß mich nur machen, mein Liebling.« Francine streichelte Laura wieder. »Und jetzt gib mir den Umhang, bitte.«
Laura holte ihn. Es war ein breites, großes, bis zu den Füßen reichendes, dunkelrotes Cape, das Francine als einen sogenannten Hexenmantel ansah. Es bestand aus einem glänzenden Stoff, der das Licht reflektierte.
Die nackte Francine stand da wie eine Königin, als sie sich das Cape umhängen ließ. Dann schlüpfte sie in die weichen Schuhe und nickte ihren Freundinnen zu.
Auch die wußten, was sie zu tun hatten, denn für sie hingen ebenfalls Capes bereit.
Sie besaßen unterschiedliche Farben. Laura trug ein tiefgrünes, während Mona einen violetten Umhang überstreifte. Die Capes konnten vor der Brust zusammengehakt werden, öffneten sich aber bei

jedem Schritt, den die Frauen taten.
Auch Laura und Mona schlüpften in weiche Schuhe, mit denen sie lautlos gehen konnten.
Francine nickte ihnen zu und erkundigte sich gleichzeitig: »Ist alles klar bei euch?«
»Ja.«
Einstimmig hörte Francine die Antwort, was sie zu einem leichten Lächeln veranlaßte. »Dann laßt uns gehen…«
In diesem Augenblick schellte es!

***

Wir hatten das Haus gefunden!
Endlich, mußte ich sagen, denn es war uns schwer genug gefallen, da sich weder Suko noch ich in dieser Gegend auskannte. Es lag zudem etwas versteckt wie alle anderen Bauten, die von der Straße durch breite Gärten abgetrennt worden waren.
Tot und unbewohnbar sah es aus.
Allerdings nur auf den ersten Blick. Ich hatte es mir nicht nehmen lassen, die nähere Umgebung abzusuchen. Dabei war ich auf ein sehr wichtiges Indiz gestoßen.
Ich hatte mich neben das Motorrad gestellt und mit dem Zeigefinger darauf gezeigt.
»Das ist es, Suko.«
Mein Freund lächelte. »Dann werden wir unseren Messerhelden hier wohl finden.«
»Schätze ich auch.«
Der Bau lag in einer nahezu tiefen Stille. Es war wärmer geworden. Überall taute es. Die Zweige und Äste der Bäume verloren ihre Eisschicht.
Ein Blick durch die Scheiben gelang uns nicht, denn von innen her wurden sie durch Vorhänge abgedeckt.
»Aus Spaß machen die das bestimmt nicht«, sagte Suko.
»Woher weißt du, daß es mehrere sind?«
»Bei dem Haus?«
Ich stand schon an der Tür, sah einen Klingelknopf aus dem Mauerwerk ragen und drückte ihn. Ob innen eine Glocke anschlug, konnten wir nicht hören und nur hoffen, daß uns jemand öffnete.
Es dauerte jedenfalls seine Zeit. Mit jeder vergehenden Sekunde verstärkte sich auch unsere Unruhe, und wir sprachen bereits davon, daß wir es auch auf eine andere Art und Weise versuchen würden, denn hinein wollten wir auf jeden Fall.
Die Tür flog so heftig auf, daß wir beide erschraken, obwohl wir damit gerechnet hatten. Wir hatten eigentlich einen Mann erwartet, doch der Anblick dieser Frau verschlug uns den Atem.

So sah ein Leo Liberance bestimmt nicht aus!

Wir starrten uns an, und ich sah, wie die Person für einen Moment zusammenzuckte, als hätte sie uns erkannt, obwohl sie es nicht zugeben wollte.

Erkannt aber hatte ich sie. Ob es Suko ebenso erging, konnte ich nicht sagen, mir jedenfalls war das Gesicht bekannt, und zwar vom Bildschirm her. Ich kam nur nicht darauf, aus welcher Sendung.

»Sie wünschen?«

Ich lauschte der Stimme nach. Auch sie war mir nicht unbekannt.

Diese bestimmte Timbre, sanft, weich und schwingend, das konnte man einfach nicht vergessen.

»Sie sind nicht, Mr. Liberance, wie ich sehe«, sagte ich mit leiser Stimme, »aber ihn wollen wir sprechen.«

Sie hob die Schultern. Ich hatte mich schon über ihre ungewöhnliche Kleidung gewundert. Bei der Bewegung klaffte dieser Umhang auseinander. Wir konnten erkennen, daß sie darunter wahrscheinlich nur ihre nackte Haut trug. Das machte dieser Person nichts aus, sie gab sich völlig lässig und natürlich. »Er ist nicht da.«

»Und Sie wohnen hier?«

Durch die Nase holte die Person laut Luft. Sie verströmte einen ungewöhnlichen Geruch, den ich nicht einordnen konnte. Es war keine Parfümierung, sie roch eher fremd oder nach irgendwelchen Ölen und Essenzen, mit denen sie den Körper eingerieben haben mußte. In Halshöhe schimmerte eine Goldkette. Auf mich wirkte die Frau jedenfalls fremd oder wie für eine bestimmte Szene zurechtgemacht.

»Ja, ich wohne hier.«

»Können Sie uns dann sagen, wem das Motorrad gehört, das an der linken Hausseite parkt?«

»Was, bitte?«

Ihr Erstaunen war echt, das sahen wir sofort. Ich wiederholte meinen Satz, und die Person hob die Schultern. »Außerdem wüßte ich nicht, was Sie das angeht.«

»Wir sind beruflich hier«, sagte Suko.

»Ach ja?«

Er zeigte seinen Ausweis. Mir war es recht, daß er mit offenen Karten spielte, und auch das nahm die Person zur Kenntnis, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Sonst noch etwas?«

»Sie wissen nicht, wo wir Mr. Liberance finden können?«

»Nein!« Diesmal antwortete sie sehr heftig und drehte sich auch ebenso heftig um. Dabei klaffte in Halshöhe der Spalt des langen Capes weiter auf. Ich sah etwas Schwarzes auf der hellen Haut, das eine bestimmte Form aufwies.

So sah ein Kreuz aus…

Auch Suko hatte den Gegenstand gesehen, gab keinen Kommentar und atmete nur scharf durch die Nase.

Mir war der Blick dieser Person ebenfalls nicht entgangen. Ich wollte wirklich nicht über die Maßen hinaus mißtrauisch sein, aber so sah keine normale Frau aus.

Dieser Blick war einfach zu sehr nach innen gekehrt, als wollte er die eigene Seele erforschen. Ich schrak zusammen, als die Tür mit einem heftigen Knall ins Schloß fiel.

Als ich einen Schritt zurückging, hörte ich Suko leise lachen. »Das ist natürlich interessant, John.«

»Inwiefern.«

»Du hast doch auch alles gesehen.«

»Sicher.«

»Ein Kreuz am Hals?« Er zwinkerte mir zu. »Ich weiß nicht, aber ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß dieses Kreuz dieselbe Funktion bei ihr erfüllt wie dein Talisman.«

»Ich auch nicht.«

»Was bleibt?«

»Das Gegenteil davon.«

»Hexen – moderne Hexen.«

»Richtig.«

»Und wie paßt Liberance in dieses Puzzle?«

Ich schaute in die trübe Luft, die wie dickes Blei über dem Gelände hing. »Das weiß ich nicht. Soviel mir bekannt ist, akzeptieren diese neuen Hexen nur in Ausnahmefällen Männer.«

»Er mag dazu gehören.«

»Kann sein.«

Suko ging einige Schritte zur Seite. Ich blieb ihm auf den Fersen.

Der Vorgarten wirkte nicht gepflegt. In dieser Jahreszeit sah er noch trauriger aus. Da wirkten Bäume und Büsche so, als wären sie mit braungrüner Farbe überpinselt worden. »Während du nach der Maschine gesehen hast, John, ist mir etwas aufgefallen.«

»Toll. Und was?«

»Komm mit.«

Suko führte mich an die Schmalseite des Hauses und zeigte auf einen bestimmten Gegenstand, den man eigentlich als völlig normal bezeichnen konnte.

Es war eine Treppe.

Sie führte außen an der Wand vorbei auf eine Kellertür zu, die nicht einmal richtig verschlossen war, wie wir beim Hinunterschauen mit einem Blick erkannten.

»Nun?«

»Gratuliere, Suko. Die Tür sieht aus, als wäre sie von jemanden

aufgebrochen worden.«
»Wer das wohl gewesen war?« fragte er und grinste dabei so breit wie ein Honigkuchenpferd.
»Einer, der gerne Motorrad fährt.«
»Meine ich auch.«
»Dann sollten wir denselben Weg nehmen.«
»Kannst du Gedanken lesen, John?«
Ich winkte nur ab.

***

Francine Joy hatte die Tür geschlossen, drehte sich um und ging nachdenklich in die große Diele des Hauses hinein, die schon einer kleinen Halle glich.
Aus dem Dämmerlicht kamen ihr Laura und Mona entgegen. Sie brauchten die Frage nicht auszusprechen, denn sie malte sich auf ihren Gesichtern sehr deutlich ab.
»Es waren zwei Polizisten«, erzählte Francine.
»Was?«
»Ja, Laura.«
»Und was wollten die von uns?« fragte Mona.
»Von uns nichts. Sie fragten nach Leo.«
»Was hast du ihnen gesagt?«
Francine hob die Schultern und ging vor bis zu einem runden Tisch. Sie blieb neben ihm stehen und strich mit den Fingerkuppen über das Holz. »Ich habe ihnen erzählt, daß er nicht hier im Haus ist. Was sollte ich sonst sagen?«
»Die Wahrheit?«
»Mona«, Francine lachte bei der Antwort. »Sei doch nicht so dumm. Stell dir vor, ich hätte das wirklich getan. Die Bullen wären nicht gegangen. So sind sie jedenfalls verschwunden.«
»Hast du das gesehen?«
Francine starrte ins Leere. »Sie wandten sich ab. Aber das ist egal. Ich glaube nicht, daß sie Verdacht geschöpft haben. Wenn ja und wenn sie zurückkehren sollten, werden wir keine Rücksicht darauf nehmen, daß es Polizisten sind.«
»Du willst sie töten?«
»Das wäre die letzte Alternative.«
Laura trat auf sie zu und legte ihr beide Hände auf die Schultern.
»Francine, sei ehrlich. Hast du Furcht vor dem Kommenden. Sollen wir unsere Pläne zurückstellen?«
Die Augen der Neuen Hexe weiteten sich noch mehr. »Sag mal, bist du von allen Geistern verlassen? Nein, wir werden nichts zurückstellen. Wir haben eine Aufgabe, und davon werden wir nicht lassen. Da spielt es keine Rolle, was noch, auf uns zukommt.«

»Es war auch nur eine Frage.«
Eine Armbanduhr trug Francine nicht. Sie wußte trotzdem, daß es Zeit war, hinab in den Keller zu gehen.
Dort wartete Leo, da lag auch Lintock, und – gerade er war zur wichtigsten Person geworden in diesem unheimlichen Spiel.
»Laßt uns die beiden Bullen vergessen, meine Lieben. Die andere Aufgabe ist viel wichtiger, denn sie hat Zukunft.«
Mona Slater wollte trotzdem nicht. »Hast du sie denn gekannt? Trugen sie Uniformen?«
»Nein.«
»Dann waren es höhere.«
»Sogar vom Yard!«
Die Antwort erschreckte Laura als auch Mona. Sie schauten einander an und schluckten. Francines Lachen unterbrach die Stille zwischen ihnen. »Keine Sorge, meine Lieben, auch das werden wir überstehen oder haben es schon überstanden.«
»Wenn du meinst…«
»Ganz sicher.« Das Thema war für Francine Joy erledigt. Sie schritt durch den großen Raum, in dem eine kleine Lampe Licht abgab, und näherte sich der Kellertreppe.
Laura und Mona folgten ihr. Sie taten immer das, was ihnen Francine vormachte. Diese Person besaß Macht über sie, und ausgenutzt kamen sie sich nicht vor.
Der Weg in den Keller war von ihnen schon oft genug gegangen worden. Sie kannten ihn im Schlaf.
Noch immer brannten dort die Kerzenfackeln und umrahmten den so wichtigen Kreis. Er war für die Frauen das neue Zentrum, von dem aus sie den Kontakt aufnehmen wollten.
Lilith, die Große Mutter, würde zu ihnen sprechen, und sie wollten ihr zum Zeichen ihres guten Willens jemand anbieten, den sie töten konnte. Francine Joy wußte darüber Bescheid. Ihre beiden Freundinnen hatte sie nicht direkt eingeweiht. Sie wollte Laura und Mona bewußt im unklaren lassen, denn sie wußte nicht, wie diese beiden reagieren würden, wenn die gesamte Wahrheit ans Licht kam.
Francine hatte vorgehabt, den Keller völlig normal und unbefangen zu betreten, das allerdings tat sie nicht mehr, denn auf der drittletzten Stufe blieb sie stehen.
Etwas störte sie.
Auch Laura und Mona wußten nicht, was sie davon halten sollten.
Sie hatten zwangsläufig stoppen müssen und schauten an Francines Schultern vorbei in den mit farbigen Särgen dekorierten Raum.
»Was ist denn los?«
Francine schüttelte leicht ungehalten den Kopf. »Ich habe das hier nicht erwartet.«

»Wie meinst du?«
»Leo ist fort.«
»Sollte er denn bleiben?«
»Natürlich.«
»Aber er ist ein Mann!« warf Laura ein.
»Das ist Lintock auch. Er liegt noch im Kreis und rührt sich nicht. Eigentlich hätte Leo auf ihn achten und uns Bescheid geben sollen, wenn er sich bewegt.«
»Wo könnte er denn sein?«
»Leider beherrsche ich die Gabe der Hellseherei nicht, Mona. Aber einiges hier stört mich gewaltig.«
»Die Stille, nicht?«
Francine nickte. »Du hast es erfaßt. Nicht, daß ich etwas gegen Stille hätte, aber es muß nicht gerade diese sein. Ich empfinde sie als fremd und ungewöhnlich. Auch irgendwie anders, wenn du verstehst. Wäre ich eine Schriftstellerin, würde ich sie als tödliche Stille bezeichnen. Ja, sie ist tödlich…«
Mona wisperte die nächsten Worte. »Wenn das zutreffen würde, hieße das doch, daß jemand gestorben ist.«
»Möglich.«
»Aber nicht Lintock…«
»Nein, das hätten wir gemerkt.«
»Wer dann?«
Laura meldete sich und berührte Francine leicht an den Schultern.
»Mir ist auch etwas aufgefallen, Francine. Hier… hier … riecht es so ungewöhnlich. So seltsam, verstehst du?«
»Ach ja? Wie denn?«
»Ich… ich weiß es auch nicht. Könnte es sein, daß ein bestimmter süßlicher Geruch …?«
»Meinst du etwa Blut?«
»Ja.«
Francine drehte sich scharf um. Sie brauchte nur in Lauras Gesicht zu sehen, um erkennen zu können, daß sich die Frau nichts vormachte. Der Ausdruck sagte ihr genug.
»Nun?«
»Du könntest recht haben, Laura. Verdammt, du könntest recht haben. Und das werden wir ergründen.« Francine wies in das »Sarglager« hinein. Die meisten Totenkisten standen im Dunkeln. Nur über wenige huschte der Lichtschein der Fackelkerzen hinweg und schien ihnen ein gespenstisches Leben zu verleihen.
Nicht alle waren offen. Nur in sehr wenige Särge konnte man hineinschauen.
»Da sind Flecken auf dem Boden«, flüsterte Mona. »Dunkle Flecken. Schau.« Sie wies mit dem ausgestreckten Zeigefinger in eine

bestimmte Richtung, damit auch ihre Freundinnen Bescheid wußten.

Sie sahen die Flecken ebenfalls, und Francine gab einen Kommentar ab. »Es sieht so aus, als wären Tropfen zu Boden gefallen und dann zerplatzt. Aber dunkle Tropfen.«

»Blut«, sagte Laura mit düster klingender Stimme. »Ja, es sieht aus, als wäre es Blut.«

»Stimmt genau…«

»Vom wem?« hauchte Mona. »Verdammt, wer hat denn geblutet und wer…?«

»Sei ruhig!« Francines Stimme klang hart und fordernd. »Wir werden es feststellen. Kommt mit.«

So sicher sich die drei Frauen noch vor kurzem gefühlt hatten, jetzt spürte jede von ihnen, daß sich etwas ereignet hatte, mit dem sie nicht zurechtkamen.

Hier war einiges passiert. Da hatte sich etwas anderes eingeschlichen, für das sie keine Erklärung besaßen und das für sie auch nicht sichtbar war. Etwas schwebte unsichtbar zwischen ihnen. Keiner wagte es auszusprechen, obwohl sich ihre Gedanken stets um denselben Begriff drehten. Es war das Grauen.

Neben dem größten Fleck stoppte Francine und bückte sich, den rechten Zeigefinger ausgestreckt. Die Kuppe tunkte sie für einen Moment in die Flüssigkeit, zog den Finger zurück und streckte ihn dem Kerzenfackellicht entgegen.

Sekunden vergingen, die Spannung wuchs, und Laura hielt es nicht mehr aus. »Ist es Blut?« wisperte sie.

Francine Joy drehte sich um. »Ja, es ist Blut. Es ist – und davon gehe ich aus – Menschenblut. Aber ich weiß nicht, von wem es stammt.«

»Da gibt es doch nur eine Möglichkeit!« sagte Laura. »Das… das muß Leos Blut sein.«

»Meinst du?«

»Sicher.«

Mona schüttelte sich. »Aber wo ist er?«

Sie bekam keine akustische Antwort. Dafür ging Francine vor, denn sie hatte auch die anderen dunklen Flecken entdeckt, die eine bestimmte Spur auf dem Boden nachzeichneten.

Sie führte auf die Särge zu, endete vor einem roten, der höher stand, weil er vom Design her etwas Besonderes war. Das jedenfalls hatte Leo behauptet.

Das Blut klebte zudem als feuchter Film an der Außenwand des Sargs, wo es sich nur sehr schwer von der eigentlichen Grundfarbe her abhob. Francine wußte Bescheid, die anderen beiden Frauen ebenfalls. Dennoch ließen sie es sich nicht nehmen, einen Blick über den Sargrand hinweg in die gestylte Totenkiste zu werfen.

Und dort lag er.

Leo Liberance, der Sargdesigner. Jemand hatte ihn auf furchtbare Art und Weise mit einem Messer umgebracht…

***

Selbst Francine Joy, die sonst für vieles eine Erklärung hatte oder eine Lösung wußte, war in diesen schrecklichlangen Sekunden einfach nur sprachlos.

Irgendwann – nach Sekunden oder Minuten – drehte sie den Kopf und schaute dorthin, wo der Reporter Lintock im Kreis lag und sich nicht regte, denn Francine hatte gute Arbeit geleistet.

»Er war es nicht!« hauchte sie. »Er… er kann es nicht gewesen sein, glaubt mir.«

Laura hatte die Hände zu Fäusten geschlossen. »Wer dann, zum Henker?« keuchte sie.

»Ein Fremder.«

»Verena«, sagte Mona Slater. »Ja, es muß derjenige gewesen sein, der auch Verena aufhängte. Es gibt keine andere Möglichkeit. Hier… hier schleicht ein Killer umher.«

»Den wir nicht kennen«, sagte Laura.

Francines Gesicht war hart wie Stein geworden. Sie wußte jetzt, daß sie gefordert war und die Nerven behalten mußte. Sie sollte den anderen beiden Frauen ein Vorbild sein. Bisher war sie das immer gewesen. Da hatten sie auch nicht diesen Schock erlebt. Jetzt mußten sie umdenken.

»Lilith, die Große Mutter, muß uns helfen«, sagte Laura mit leiser Zitterstimme. »Sie kann nicht hinnehmen, daß so etwas geschieht.«

»Wer?« fragte Mona, »wer hat es getan?«

Da hörten sie das Kichern aus einem Versteck, es war aus einer der offenen Totenkisten gedrungen. Automatisch schauten die Frauen über den Sarg mit der Leiche hinweg in eine bestimmte Richtung.

Aus einem der offenen Särge schob sich etwas hervor. Es war eine Hand und ein Stück Arm.

Die Finger der Hand umklammerten den Griff eines Messers, dessen Klinge noch vom Blut des Toten verschmiert war…

***

Das Kichern blieb, die Hand auch, das Messer ebenfalls, und es kam der Killer.

Mit geschmeidigen Bewegungen richtete sich Monty Dobson auf, blieb für einen Moment in der offenen Totenkiste stehen, strich fahrig durch sein klebriges, wirres Haar und zeichnete mit der breiten Messerklinge einen Halbkreis nach. Er flüsterte einen Satz und gab dabei gleichzeitig eine Erklärung.

»Erst Verena, dann Leo, und jetzt seid ihr an der Reihe. Es ist alles so gelaufen, wie ich es wollte.«

Drei Frauen standen vor ihm. Drei Personen, die wirklich nicht zu denen zählten, die leicht beeinflußbar waren oder Angst hatten, denn sie waren einen bestimmten Weg gegangen, der ihnen die Angst nehmen sollte. Der Killer mit seinem blutigen Messer jagte ihnen schon Schauer über den Rücken. Da war einiges nicht so gelaufen, wie sie es sich vorgestellt hatten. Sie hatten verloren – oder?

Francine war die Anführerin, und sie stellte auch die geflüsterte Frage. »Warum nur? Warum das alles…?«

Monty kletterte aus dem Sarg. Er machte nicht den Eindruck, als hätte er vor irgend etwas Angst. Im Gegenteil, er gab sich ungemein selbstsicher. »Ich will euch sagen, weshalb ich es tat. Ich bin ihr Bruder. Ja, Verena war meine Schwester.«

»Wieso?«

Er ließ sich nicht irritieren. »Ich habe sie getötet, um sie vor euch zu retten.«

»Aufgehängt!«

»Ja, Francine Joy, du geiles TV-Miststück. Ich habe dafür gesorgt, daß sie dieser Welt entsagte. Sie sollte nicht mehr unter eure teuflische Fuchtel geraten. Das war einfach widerlich. Ihr habt ihr alles genommen, sie besaß keinen freien Willen mehr und wurde zu einer anderen. Sie geriet in eure Kreise und wollte eure Spielchen mitmachen.« Er deutete auf Lintock. »Wie dieses arme Schwein, das da liegt. Ihn habt ihr euch ausgesucht, er konnte sich nicht wehren, lief in eine Falle. Ich aber nicht, ich habe meinen Weg vorgezeichnet, und ich werde euch schon beweisen, wo es langgeht.« Monty grinste breit. »Dieser Keller ist einfach phantastisch und für mich wie geschaffen. Särge, wohin ich schaue. Das ist wunderbar, versteht ihr? Ihr könnte euch die Särge sogar aussuchen, in die ich euch stecken werde. Na, was haltet ihr davon? Wer will wo liegen?« Er kam mit vorgestreckter Waffe auf Francine zu. »He, willst du den Anfang machen, Sextante?«

Sie schüttelte den Kopf.

Monty mußte einfach lachen. »Schau an. Es hat dir wohl die Sprache verschlagen. Ausgerechnet dir, wo du doch immer so viel Rat weißt, wenn dich die Typen anrufen. Willst du deinen Freundinnen jetzt keinen Rat geben? Du kannst ihnen auch die Särge aussuchen, das macht mir gar nichts. Los, gib ihnen einen Ratschlag.«

»Ich werde dir einen geben.«

Monty deutete eine spöttische Verbeugung an. »Das finde ich aber riesig nett. Welchen denn?«

»Verschwinde, denn du hast nichts begriffen!«

Er verzog den Mund. »So etwas solltest du wirklich nicht sagen, nein, das ist nicht gut. Ich komme, wann ich will, und ich verschwinde wieder, wann ich will. Und was sollte ich nicht begriffen haben? Was hebt dich so hervor?«

»Es ist unser neuer Weg. Der Weg der Weisheit, der Weg der Klugheit. Wir werden ihn gehen.«

»Nicht mehr.«

»O doch, das werden wir. Es kann uns niemand abhalten, denn wir haben eine Beschützerin.«

»Ach ja?« Monty drehte sich blitzschnell. »Wen habt ihr denn? Ich sehe keine.«

»Die Große Mutter!«

Dobson wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. »So einen Mist habe ich schon einmal gehört. Ja, meine Schwester sprach auch davon. Ich habe sie damals gefragt, ob sie verrückt wäre. Die Große Mutter, das ist Irrsinn.«

»Für dich vielleicht.«

»Scheiße!« stöhnte er. »Auch Verena hat immer von ihr gesprochen, aber ich habe ihr bewiesen, daß es Unsinn ist. Als sie dann nicht hören wollte, mußte ich sie aufhängen. Lieber so zu sterben, als in euren Klauen zu hängen. Ihr seid schlimm, ihr seid keine Frauen, ihr seid Teufel, versteht ihr? Und ein Teufel, der in der Hölle sitzt, reicht mir völlig aus. Ich brauche keine weiteren. Okay, du Sextante, dich werde ich mir als erste vornehmen. Diesmal erwischt es eine von euch mit dem Messer. Ich werde euch der Reihe nach…«

»Du wirst überhaupt nichts machen, Killer!« sagte plötzlich ein Mann von der zweiten Tür her, der mit sicheren Schritten den Keller betrat und eine Pistole in der Hand hielt.

Der Mann war Suko!

***

Und hinter ihm kam ich. Wir hatten gehört, wir hatten gesehen, wir wußten Bescheid, und wir waren glücklicherweise rechtzeitig gekommen, um einen dreifachen Mord zu verhindern. Alles war so herrlich einfach gewesen, glatt und sicher. Ein Fall, den wir uns nicht mehr aus den Händen nehmen lassen würden.

Monty fuhr herum. Er fluchte und hob den rechten Arm an, als er Suko sah.

»Nicht doch«, sagte der Inspektor. »Eine Kugel ist immer schneller. Laß das Messer fallen!«

Monty Dobson überlegte. Er holte scharf Luft.

»Mein Kollege hat recht«, sagte ich. »Du hast keine Chance. Es ist besser, wenn du dich ergibst.«

»Und dann?« kreischte er.

»Werden wir Sie vor ein Gericht stellen«, erklärte Suko. »Sie haben einen Mord gestanden. Wir konnten es hören. Sie haben ihre eigene Schwester aufgehängt…«

»Und Leo Liberance getötet!« fügte Francine Joy hinzu. »Er liegt in

einem Sarg.«

»Wo?«

»Schauen Sie in den roten, Sinclair.«

Ich ging hin. Der Anblick war schlimm, denn der Killer hatte nicht nur einmal zugestochen.

»Dafür verdient er den Tod!« sagte Laura. »Es hat keinen Sinn, wenn er vor ein Gericht gestellt wird und…«

»Er wird es aber!« sprach ich dagegen. »Wir stellen ihn vor ein Gericht, und er wird abgeurteilt werden. Es gibt keine Lynchjustiz in diesem Lande. Keine Sorge, er wird die Strafe schon bekommen.«

Monty hatte mir zugehört, hielt das Messer noch fest, aber die Klinge zeigte nach unten. »Ich hätte sie mir geholt«, flüsterte er. »Ich hätte die verfluchten Hexen der Reihe nach zum Teufel geschickt. Ihr seid auf dem falschen Dampfer, Bullen. Nicht ich bin der Schlimme hier, sie sind es. Diese drei verfluchten Weiber, begreift ihr das denn nicht? Sie wollen die Welt verändern. Sie wollen andere Gesetze einführen. Geht das nicht in eure Schädel?«

»Darum werden wir uns auch kümmern. Erst sind Sie an der Reihe.« Suko hatte mit ihm gesprochen. In der linken Hand hielt er die blinkende Stahlfessel.

Da öffnete Monty seine Faust. Das Messer fiel zu Boden, und Suko verzierte ihn mit einer Handschelle. Ich schaute dabei zu und dachte über Montys Worte nach.

So unrecht mochte er nicht einmal haben, was die drei Hexen anging. Es waren keine Hexen, die auf einem Besen ritten und diese alten, maskenhaften Gesichter mit den krummen Nasen hatten. Sie gingen den neuen Weg, lobten die Weiße Magie, hielten regelrechte Seminare ab und versuchten, die Kräfte der Vergangenheit wieder modern werden zu lassen, um in ihr die Aufbausteine für ihr Leben zu finden.

Ich stand ihnen skeptisch gegenüber. Oft vermischten sie Politik, Soziologie und Esoterik zu einem Konglomerat, das sie auf den rechten Weg bringen sollte.

Monty hatte den Kopf gesenkt, starrte auf seine Zehenspitzen und wurde von Suko bewacht.

Ich kümmerte mich um die drei Frauen. Vor Francine Joy blieb ich stehen. Mittlerweile war mir eingefallen, woher ich sie kannte. Sie roch anders als bei unserer ersten Begegnung. Gesicht und Körper mußte sie sich eingerieben haben. Ihre Augen besaßen den nach innen gerichteten Blick, als wäre sie dabei, in eine andere Welt zu schauen.

»Was ist mit dem Mann dort?«

»Es ist Lintock.«

»Und?«

»Ein Reporter, der Leo interviewen wollte. Dazu ist es nicht mehr gekommen.«

»Okay. Und was habt ihr mit ihm zu tun?«
»Er wäre unser Medium gewesen.«
Ich legte die Stirn in Falten. »Medium? Für was, für wen? Vielleicht für die Große Mutter?«
»Das kann sein.«
»Es wird wohl so sein.«
Die Joy lächelte kalt. »Na und? Würde es Sie stören? Was wissen Sie überhaupt davon?«
Ich hob die Schultern. »Möglicherweise mehr, als Sie denken, Miß Joy. Aber das ist jetzt nicht das Thema.«
»Nicht für Sie. Und eines, Sinclair. Glauben Sie nur nicht, daß wir Ihnen jetzt dankbar sein werden, weil Sie und Ihr Kollege uns diesen Irren vom Hals gehalten haben.«
»Damit hätte ich auch nicht gerechnet.«
»Dann ist es gut.« Sie räusperte sich. »Außerdem wäre es ihm kaum gelungen, uns zu töten. Wir hätten uns schon zu wehren gewußt, das können Sie mir glauben.«
»Tatsächlich?«
»Sicher. Geben Sie acht.« Francine Joy drehte sich und ging zu einer bestimmten Stelle des Raumes, wo sie aus einer Lücke zwischen zwei Särgen etwas hervorholte, das mir im ersten Augenblick wie ein langer Stab vorkam.
Es war kein Stab, sondern ein Schwert, schmal wie ein Säbel oder wie ein normales Messer. Der Griff war ebenfalls sehr klein. An seinem Ende befanden sich zwei zu verschiedenen Seiten hinschauende Vogelköpfe mit großen Glotzaugen.
»Damit hätten Sie sich verteidigt?«
»So ist es.«
»Sie hätten es erst holen müssen.«
Ihr Lachen wurde wissend. »Möglich, Sinclair. Oder auch nicht. So genau weiß man das nie. Es ist unsere Waffe, sie ist für uns gemacht. Eine Frau kann sie führen, und eine Frau wird damit zu einer tödlichen Maschine.« Sie öffnete ihren Umhang. Mein Blick fiel auf ihren nackten Körper, wo ich die Kette und auch das schwarze Kreuz sehen konnte. Sie preßte die Waffe gegen die bloße Haut. Der hochstehende Griff fand genau Platz zwischen ihren Brüsten.
Wie eine Statue sah sie aus. Umspielt von den Flammen, die auch die Klinge nicht verschonten.
»Das ist unser Schutz!«
»Bitte, wenn Sie das so sehen.«
Francine nickte. Die Haare umwallten ihren Kopf. Sie kamen mir vor wie ein knisterndes Gebilde. Von dieser Gestalt strömte eine Kraft aus, die auf mich ihren Eindruck ebenfalls nicht verfehlte.
Francine Joy war etwas Besonderes.

»Okay, wir werden gehen«, sagte ich. »Es ist klar, daß wir die Kollegen herholen müssen. Sie werden sich ihren Verhören stellen. Es ist die ganz normale Polizeiarbeit.«

»Das verstehen wir, Sinclair. Keine Sorge, wir werden die Arbeit nicht behindern.«

Bevor wir uns auf den Weg machten, kümmerte ich mich noch um diesen Lintock.

Als ich den Kreis betrat, hatte ich plötzlich den Eindruck, zweigeteilt zu werden. Etwas durchzuckte mich wie ein Blitzstrahl. Das Geschehen blieb auf meine Brust konzentriert, und zwar dort, wo sich das Kreuz befand. Es hatte reagiert, denn es spürte den magischen Einfluß innerhalb dieses Gebildes. Ich drehte mich herum und schaute auf Francine.

Sie rührte sich nicht, aber sie lächelte.

Ich nickte ihr zu, bückte mich und fühlte nach dem Puls des Reporters.

Er schlug noch. Auch der Atem wehte nach wie vor aus seinem kaum geschlossenen Mund.

Ich zog ihn aus dem Kreis und legte ihn dicht daneben zu Boden.

Suko, die Frauen und Monty beobachteten mich dabei. Sie sagten kein Wort und ließen mich in Ruhe.

»Wollen Sie nicht hier vom Haus aus anrufen?« erkundigte sich Francine Joy.

»Nein, danke, wir werden den Kollegen vom Wagen aus Bescheid geben. Wichtig ist, daß Sie bleiben.«

»Darauf können Sie sich verlassen, Sinclair.«

»Danke.«

Suko hatte bereits gewartet. Er schaute mir entgegen. Seinem Gesicht sah ich an, daß er nicht zufrieden war. Mir erging es nicht anders, aber was sollten wir tun?

Die Frauen blieben zurück. Das Lächeln auf den Gesichtern wirkte wie eingefroren. Sie kamen mir wie Personen vor, die mehr wußten, aber nichts sagen wollten.

Monty schwieg. Er hielt den Kopf gesenkt und schritt zwischen uns beiden her. Hin und wieder bewegte er seine Finger, als wollte er nach etwas greifen.

An der Tür zur Außentreppe flüsterte er: »Ihr hättet mich in Ruhe lassen sollen. Ich hätte sie alle erledigen müssen. Sie sind gefährlich, es sind Hexen.«

»Das wissen wir.«

»Verdammt, warum?«

Suko schlug ihm die flache Hand auf den Rücken. »Sie sind ein Mörder, wir sind Polizisten, verstehen Sie das? Wir haben die Pflicht, Mörder zu fassen und vor Gericht zu stellen. Alles andere interessiert

uns nicht.«

»Das sollte euch aber interessieren!« keuchte er, als er von Suko durch die offene Tür geschoben wurde. »Es sollte euch verdammt interessieren. Diese drei Hexen sind nicht einmal der Anfang. Sie finden noch zahlreiche Busenfreundinnen. Die schaffen es, die Menschen zu verändern, das habe ich bei meiner Schwester erlebt. Mir blieb nichts anderes übrig, als sie aufzuhängen.«

»Sie wurde dann gefunden und in einem Kofferraum abtransportiert«, sagte Suko.

»Weiß ich nicht.«

»Sie können sagen, was Sie wollen, Dobson. Mord bleibt Mord. Da gibt es keine Entschuldigungen.«

»Scheiße, so dämlich können auch nur Bullen reden.«

»Wir sehen das anders.«

Eigentlich rechneten wir damit, daß er einen Fluchtversuch unternehmen würde. Das geschah nicht. Monty blieb brav. Nur einmal drehte er den Kopf und schaute auf das Haus. »Die Mauern sind verflucht«, flüsterte er. »Dahinter wohnt das Böse, glaubt mir. Die Weiber sind so schlimm wie der Teufel.«

»Wir werden uns noch um sie kümmern«, versprach ich. Den Rover hatte ich erreicht und öffnete die Türen. Monty und Suko sollten im Fond Platz nehmen, ich wollte fahren.

Es war düster geworden, das Haus sah aus wie ein Klotz, und der Wind bewegte die Äste der Bäume. Es sah so aus, als würden unsichtbare Finger an ihnen zerren.

Suko und Monty kamen. Alles sah so normal aus, nichts erregte unseren Verdacht.

Und doch geschah es.

Ich sah den Gegenstand zuerst. Wo er hergekommen war, konnte ich nicht genau feststellen. Jedenfalls war er da, und ein langes, spitzes Etwas jagte durch die Luft.

Ein Schwert!

»Suko, Vorsicht!« brüllte ich.

Mein Partner sprang zur Seite, was er nicht nötig gehabt hätte, denn das Schwert, das ich bei Francine Joy gesehen hatte, nahm direkten Kurs auf den Killer.

Es traf haargenau!

Monty brüllte plötzlich wie irre auf, als die Klinge nicht nur seinen Körper erwischte, sondern durch ihn hindurchraste und ihn praktisch in der Mitte aufschnitt.

Ich duckte mich noch, denn das Schwert rasierte haarscharf über das Autodach hinweg, fauchte an mir vorbei und drang in einem schrägen Winkel in den weichen Boden.

Dort blieb es stecken – und löste sich auf!

Mit einem Zischen zersprühte es vor meinen Augen. Nichts blieb mehr zurück, bis auf einige verbrannte Halme.

Die Rache der Hexe hatte Monty zuletzt noch voll und ganz erwischt. Ich sah ihn liegen, und mein Freund Suko stand mit versteinertem Gesicht daneben.

»Sorry, John, es war nicht mehr möglich, ihn zu retten.«

»Ja, ich weiß.«

Im Körper des Killers klaffte eine Wunde wie von einem Dumdumgeschoß gerissen. Ich dachte an Francine Joy und ihre Freundinnen. Sie waren zurückgeblieben, wir würden ihnen nichts beweisen können. Niemand hatte die Waffe in der Hand gehalten.

Als ich die Kollegen anrief, spürte ich ein verdammt schlechtes Gefühl im Magen.

Ich dachte an die neuen Hexen. So harmlos waren diese hier nicht.

Einen Moment später erschien Francine Joy an der Haustür. Sie blieb dort stehen, schaute zu uns hin, dann lachte sie und wandte sich wieder ab.

Suko fluchte leise. »Wir können alles, John, ihnen aber leider nichts beweisen.«

»Ja«, erwiderte ich, tauchte in den Wagen und griff zum Telefonhörer. Als ich wählte, zitterten meine Finger…

***

Es traf tatsächlich so ein. Den Frauen war nichts zu beweisen. Nur Laura und Mona würden ein Verfahren bekommen, weil sie die Leiche durch die Gegend kutschiert hatten.

Von Francine Joy würden wir noch zu hören oder zu sehen bekommen, das stand fest. An einem Abend nämlich schalteten Suko und ich ihre Sendung ein.

Sie saß da, lächelte, gab Ratschläge und spielte den erotischen Seelendoktor.

Ein sehr attraktives Wesen, ein Engel in der Verkleidung. Oder ein Teufel.

Aber das würden wir irgendwann noch herausfinden, davon war ich überzeugt…

ENDE